Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 147 (1979)

Heft: 33-34

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE
Schweizerische Kirchenzeitung

33-34/1979 147. Jahr 16. August

Katholische Missionen in Afrika
Zu den Jahrhundertfeiern macht sich Gedanken
Franz Schildknecht 497

Vor dem Benediktusjahr
Über die Vorbereitungen informiert
Anselm Bütler 498

Zur Neueinteilung der Bistümer
Von seiner Umfrage berichtet
Karl Bauer 501

Ethik und Gesellschaft in gegenseitigem Einfluss Moraltheologie im Spiegel der Neuerscheinungen vom Herbst 1978 und Frühjahr 1979; 7. Teil eines Beitrages von
Franz Furger 503

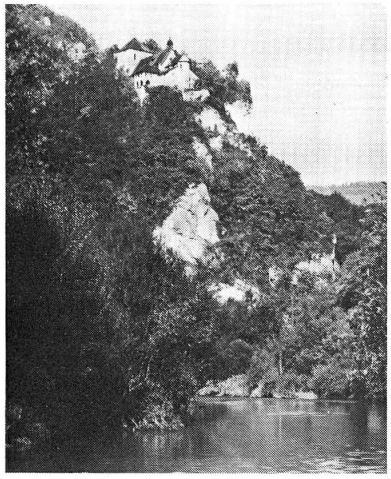
Beten am Krankenbett
Über das Reden von Gott in echter Kommunikation zwischen Seelsorger und Kranken. Ein Beitrag von
Hans van der Geest 506

Berichte 508

Hinweise 509

Amtlicher Teil 509

Wallfahrtsorte in der Schweiz
Notre Dame du Vorbourg, Delémont (JU)



Katholische Missionen in Afrika

Im laufenden Jahr feierten wir das 100jährige Bestehen der Kirche in Uganda.[1] Im Jahre 1968 war das Jubiläum von Kenya und Tanzania. Nächstes Jahr folgt dasjenige von Zaire und bald darauf jenes von Ghana. Manch ein Leser wird sich fragen, wieso die Kirche so spät nach Afrika kam, wo doch einzelne Teile Afrikas (ehemaliges Römisches Reich und Äthiopien) zu den ältesten Kirchen zählen. Und manch anderer wird sich fragen, ob solche Feiern nicht Beweise von fortdauerndem Triumphalismus in der Kirche sind.

Schwarzafrika gehörte nicht zur «Oikumene». Erst moderne Afrikaforschung eröffnete den bis anhin «schwarzen» Kontinent der allgemeinen Welt. Die Portugiesen Ende des 15. Jahrhunderts umsegelten zum ersten Mal den afrikanischen Kontinent. Dabei gründeten sie der Küste entlang Handelsplätze, wo ihre Schiffe Nahrung und frisches Wasser tanken konnten. Kleinere Portugiesengemeinschaften siedelten sich dort an, und sie wurden von Ordenspriestern betreut und begründeten damit eine erste Missionstätigkeit, aus der dann eine erste Konkokirche mit ersten einheimischen Priestern und Bischöfen entstand.

Reste dieser ersten Missionstätigkeit bestanden noch bei Beginn der modernen Missionstätigkeit in Rio de Oro, im heutigen Zaire und Angola sowie in Moçambique an der Ostküste.

Doch es stand schlecht um die Missionstätigkeit jener Zeit. Die beiden Kolonialmächte jener Zeit waren die Portugiesen und die Spanier. Sie wurden von Rom mit der Missionierung der eroberten Gebiete betraut, und nur zu oft war Missionsarbeit der Staatsraison unterworfen. Das sogenannte Padroado (Patronatsrecht) der Kolonialmächte entzog diese Missionen allzusehr dem Einfluss Roms. Ja, als Rom einmal eingriff und seinen eigenen Bischof für Goa ernannte, ging die ganze Kolonie ins Schisma, das mehrere Jahrzehnte dauerte.

Im 18. Jahrhundert stand es dann sehr schlecht um diese Missionen. Freidenkertum in der Art Voltaires («écrasez l'infâme»), das die Stunde mehr und mehr beherrschte, mit Verfolgungen von Priestern in vielen europäischen Ländern, dazu niedriger Stand des geistlichen Lebens hemmten das religiöse Leben sowie die zahlenmässige Entwicklung der Priesterberufe. Am Ende kam die Französische Revolution, dann die napoleonischen Wirren, die mehr und mehr Konzentration auf eigene Probleme brachten: All das hat missionarische Tätigkeiten weitgehend unterbunden. Der symbolische Totschlag für die Missionsarbeit kam dann, als 1773, auf Drängen besonders der «allerchristlichsten Majestäten Spaniens und Portugals», der Jesuitenorden vom Papst aufgehoben wurde. Nur in den russischen Territorien des Zarenreiches unter der grossen Katharina durfte er weiterexistieren.

Die Wende sollte bald kommen. Am 7. August 1814 konnte Papst Pius VII. endlich die Bulle «Sollicitudo omnium Ecclesiarum» veröffent-

lichen, durch die der Jesuitenorden von neuem gegründet wurde. Doch sollte es noch einige Zeit dauern, bis der Wiederaufbau des geistlichen Lebens in den alten Christenländern ihre Früchte tragen konnte. Doch die alte Ordnung, in der zum Beispiel das Padroado der Spanier und Portugiesen die Missionstätigkeit in ihren Gebieten praktisch der Leitung Roms entzogen hatte, beschränkte sich nun auf die portugiesischen Kolonien. Eine ganz neue Infrastruktur für das Missionswesen in der Heimat entstand, die es ermöglichte, langsam die gesamte Welt, besonders aber auch Afrika, zu überziehen.

Afrika war bis dahin der unbekannte Kontinent: man kannte nur seine äusseren Konturen, aber niemand hatte sich ins Innere gewagt. Erst die verschiedenen Entdeckerreisen im Laufe des 19. Jahrhunderts eröffneten das ganze Innere dieses grossen Kontinentes. Ignoti nulla cupido: das gilt auch für Missionstätigkeit. Alle Veröffentlichungen der Forscher in Afrika regten Missionare an, die besonders an Afrika dachten:

- Die Spiritaner, die aus einer Fusion der Spiritaner vom Séminaire des Missions - 1802 von Poullart gegründet - und der Kongregation vom heiligsten Herzen Mariae - 1848 von Liebermann gegründet - hervorgingen;
- Lyoner Missionare, Missions Africaines de Lyon, gegründet 1856 durch Mgr. Bresillac, die besonders in Westafrika grosse Gebiete betreuten;
- Weisse Väter, deren eigentlicher Name Missionare von Afrika ist, gegründet 1868 von Kardinal Lavigerie, damals Erzbischof von Algier, denen grosse Gebiete in Nordafrika, Westafrika, Ost- und Zentralafrika anvertraut wurden;
- Combonianer oder Missionare vom heiligsten Herzen Jesu, deren Missionsgebiete sich von Norduganda über den ganzen Sudan erstrecken.

Dazu kamen dann noch andere, wie die Steyler (1878), die Benediktiner von St. Ottilien und andere mehr.

Neben diesen Neugründungen dürfen wir andere Gründungen nicht vergessen, welche in bedeutsamer Weise mithalfen, aus dem Missionsanliegen ein solches der gesamten Kirche, der hierarchischen Kirche und der Laien zu machen. An erster Stelle muss da Pauline Jaricot genannt werden, die 1822 das Werk der Glaubensverbreitung und später den Kinderkreuzzug, heute bekannt unter dem Namen Kindheit-Jesu-Verein, gründete.

Bei all diesen vielen neuen Missionsorganisationen muss es erstaunen, wie schnell alle direkt auf dem Missionsgebiet tätig wurden. Es sind nicht die Kolonialmächte, welche den Missionaren den Weg nach Afrika ermöglichten und eröffneten - die Missionare waren vor ihnen an Ort und Stelle.

Warum nun all diese Jubiläen? Es geht nicht um Triumphalismus. Sicher freuen sich Missionare und Christen, aber jedesmal nimmt man die Gelegenheit wahr, über die Vergangenheit nachzudenken und dadurch die Zukunft vorzubereiten. In Tanzania hielten wir eine mehrjährige Synode ab, an der auch das Laienvolk einen beachtlichen Anteil nahm. In Uganda ging Kardinal Nsubuga so weit - auf Grund des Ahnenkultes! -, die Gebeine der ersten Missionare, die ausserhalb Ugandas gestorben waren, in feierlicher Übertragung nach Uganda zu bringen: die Gräber der Eltern sollen unter ihren Kindern sein.

Franz Schildknecht

[1] Josef Brunner, 100 Jahre katholische Kirche in Uganda, in: SKZ 147 (1979) Nr. 7, S. 97f.

Weltkirche

Vor dem Benediktusjahr

Die Mönche und Nonnen der benediktinischen Lebensform begehen vom 21. März 1980 bis 21. März 1981 die Feier des 1500. Geburtstages ihres geistlichen Vaters und Gründers, des hl. Benedikt von Nursia, das sogenannte «Benediktusjahr». Am 11. Oktober 1974 hatte Papst Paul VI. die Absicht, ein solches Gedenkjahr zu feiern, gutgeheissen und gesegnet. Zwar kann geschichtlich nicht nachgewiesen werden, dass 480 das genaue Jahresdatum der Geburt des hl. Benedikt ist.

«Es ist merkwürdig, dass wegen des Fehlens zuverlässiger zeitgenössischer Quellen das äussere Leben des grossen Mannes, der durch seine Regel, d. h. durch die Klöster, die seine Regel beobachteten, einer der hervorragenden Lehrer und Erzieher des christlichen Abendlandes, besonders der jungen germanischen Völker, und für Zahllose geistlicher Führer wurde, in etwa im Dunkel der Geschichte bleibt . . . Wegen des Fehlens von Quellen können wir im Leben Benedikts keine genauen Daten angeben. Die herkömmlichen Daten im Leben Benedikts, Geburt um 480, Aufenthalt in Rom um 500, Übersiedlung nach Montecassino um 529, Tod um 547, sind Mutmassungen»[1].

Trotzdem haben sich die monastischen Gemeinschaften benediktinischer Tradition entschlossen, das Jahr 1980 als «Jubeljahr» zu begehen. Am 1. März 1976 sandten der Abtprimas der Benediktiner, Rembart Weakland, der Generalabt der Zisterzienser, Sieghard Kleiner, und der Generalabt der Trappisten, Ambrose Southey, ein Rundschreiben an die rund 1150 Männer- und Frauenklöster benediktinischer, zisterziensischer und trappistischer Observanz. Darin heisst es: «Das Jahr 480 wird traditionellerweise als Geburtsdatum des hl. Benedikt betrachtet. Daher sind wir der Ansicht, dass das Jahr 1980, welches das 15. Zentenar dieses überlieferten Datums bildet, Anlass sein soll für eine besondere Gedenkfeier all jener, welche nach der Regel des hl. Benedikt leben.»

Dieses Schreiben stellt insofern etwas Erstmaliges dar, als alle drei monastischen Lebensformen, die auf der Regel des hl. Benedikt gründen, Benediktiner, Zisterzienser und Trappisten, die offizielle Feier gemeinsam begehen. Diese findet in Rom statt vom 19.-21. September 1980 und wird

[1] B. Steidle, Die Benediktusregel, Beuron 1975, 7f.

gestaltet als gemeinsames Symposion der Benediktiner- und Zisterzienseräbte beider Observanzen. Auch die «Monastische Kommission für die Zentenarfeier des hl. Benedikt» besteht aus Mitgliedern der drei benediktinischen monastischen Lebensformen, wie auch das «Komitee für das Zentenarium des hl. Benedikt» gemeinsam ist, bestehend aus den drei leitenden Äbten der Benediktiner, Zisterzienser und Trappisten.

Kein Triumphalismus, sondern Besinnung auf zeitgemässe Erneuerung

Die früheren Zentenarien der Geburt bzw. des Todes des hl. Benedikt waren besonders geprägt vom Rückblick auf die ruhmreiche Vergangenheit. In Artikeln und Referaten war viel die Rede vom «Verdienst» der benediktinischen Lebensformen für Glaube und Kultur in Europa. Das jetzige Zentenar wurde von Anfang an bewusst nicht als «triumphalistische Feier» konzipiert. Vielmehr soll es im Dienste jener grossen Erneuerungsbewegung stehen, die vom Konzil auch den Ordensleuten aufgetragen wurde:

«Die angepasste Erneuerung des Ordenslebens umfasst sowohl die ständige Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Ursprungsgeist der einzelnen Institute wie auch deren Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse . . . Da das Ordensleben vor allem auf die Nachfolge Christi und die Vereinigung mit Gott durch die evangelischen Räte abzielt, ist stets zu bedenken, dass auch die besten Anpassungen an die Erfordernisse der Zeit ohne Erfolg bleiben, wenn sie nicht durch eine geistliche Erneuerung beseelt werden; dieser gebührt darum auch in der Förderung äusserer Werke immer der Vorrang»[2].

Daher wurde von Anfang an betont, dass nicht äusserliche Feierlichkeiten das Hauptgewicht des «Benediktusjahres» bilden, wenn solche auch nicht fehlen werden. Vielmehr «wäre das Jubiläum eine passende Gelegenheit für alle Söhne und Töchter des Heiligen, sich erneut auf jene Werte zu besinnen, durch die das monastische Leben eine so grosse Rolle in der Kirchengeschichte gespielt hat, zugleich aber auch, diesen Werten eine neue Antriebskraft auf die Zukunft hin zu verleihen . . . Man soll dabei nicht nur an die Verdienste und Grosstaten des Ordens in der Vergangenheit erinnern, sondern vor allem die bleibenden Werte des Mönchtums und ihre aktuelle Bedeutung für die Kirche von heute und morgen bewusst machen»[3].

Die «Monastische Kommission für die Zentenarfeier des hl. Benedikt» hat ihre Arbeit nach diesem Grundsatz ausgerichtet. Der erste Vorsitzende der Kommission, Gabriel M. Brasò, Abtpräses der Sublazenser Kongregation, hat in einem Rundschreiben kurz vor seinem Tod im Dezember 1977 diese Besinnung als Vorbereitung auf das Jubeljahr so umschrieben: «Es geht um das Nachdenken auf der Ebene des Mönches, der Kommunität, des gesamten Ordens. Dieses Nachdenken besteht in einem ‹Neulesen› der Regel». «Neulesen der Regel», dieses Stichwort kommt in allen späteren Schreiben immer wieder vor. «Wie schon in den früheren Rundschreiben betont wurde, geht es in erster Linie um das ‹Neulesen› der Regel, um die Interpretation und Verwirklichung der Regel in unserer Zeit und Umwelt. Das ist eine Aufgabe, die zunächst jedem einzelnen Kloster und jedem einzelnen Mönch, jeder einzelnen Nonne gestellt ist»[4].

Die Themen

Abtpräses Brasò hat im erwähnten Rundschreiben einen Themenkatalog erarbeitet und vorgelegt. Dieser umfasst die folgenden drei Punkte:

1. «Aggiornamento» unseres monastischen Lebens (wurde der innere Zusammenhang der Regel davon berührt?).

2. «Conversatio morum». Unter diesem Thema sollten folgende Fragen besondere Beachtung finden:

- Das monastische Leben als Schule des Gebetes.
- Gehorsam und Demut (das Verhältnis des Gehorsams zur inneren Freiheit, zu Verzicht auf Besitz, zu Mitverantwortung).
- Sendung des Abtes als geistlicher Vater (Stabilität und Treue – Qualität des brüderlichen Lebens – Schweigen und Gespräch – Klausur und Ausgang – Aufnahme von Gästen und klösterliche Intimität).
- Askese (Arbeit und Askese – Askese und Bequemlichkeit des modernen Lebens).

3. Anpassung und Ausstrahlung: Beitrag der Kommunität zum Leben der Ortskirche – Treue zum Evangelium in der gesellschaftlichen Umwelt – Wirtschaftsleben der Kommunität im Geist der Regel (Kap. 57: «in allem soll Gott verherrlicht werden»).

Um diese Besinnung zu konkretisieren und um jeden einzelnen zum persönlichen Mittun anzuregen hat die «Monastische Kommission für die Zentenarfeier des hl. Benedikt» an jeden einzelnen die konkrete Frage gestellt: «Welche Werte der Regel des hl. Benedikt sind von besonderer Bedeutung a) für Ihr geistliches Leben, b) für die wirksame Präsenz Ihres Klosters 1. in der Ortskirche, 2. in der sozialen Umwelt? Dabei kann auch deutlich gemacht werden, wo sich heute angesichts dieser Werte Probleme und Schwierigkeiten ergeben und wie man ihnen begegnen kann»[5].

Die Antworten

der einzelnen Mitglieder einer Kommunität sollen von dieser zu einer Synthese verarbeitet werden, welche an die Verantwortlichen der jeweiligen Region zu senden ist. Die Synthesen der Kommunitäten werden auf regionaler Ebene zusammengefasst und von der Kommission verarbeitet. Das Komitee muntert die einzelnen Mönche und Nonnen zu dieser Beantwortung auf und gibt auch deren Sinn an: «Gern nehmen wir die Gelegenheit wahr, an die Wichtigkeit zu erinnern, die wir der spirituellen Neubesinnung auf die Regel und ihrer Ausstrahlung in der heutigen Zeit beimessen. Mit wieviel Glanz wir auch berechtigterweise das Zentenarium der Geburt des hl. Benedikt durch liturgische, wissenschaftliche und künstlerische Feiern umgeben werden, so ist die eigentliche Seele des Zentenariums für jeden von uns Mönchen, Nonnen und Schwestern wie für jede unserer Kommunitäten dieses spirituelle Ereignis, das wir von jetzt an vorbereiten. Unser Vorschlag der spirituellen Neubesinnung auf die Regel richtet sich also an jeden einzelnen, an jeden Mönch, jede Nonne und jede Schwester. Er erwartet eine wirklich persönliche Antwort und setzt voraus, dass man sich neu mit dem Wortlaut der Regel befasst. Wir sind überzeugt, dass die wichtigste Anstrengung bei der Vorbereitung auf das Zentenarium in dem besteht, was ein jeder in diesem Sinn beiträgt . . . Wir sprechen den Wunsch aus, dass die spirituelle Neubesinnung, die auf diese Weise angeregt wird, jedem einzelnen die Gelegenheit zu einem neuen Kontakt mit dem Geist unseres heiligen Ordensvaters bietet und zugleich dem gesamten monastischen Orden jene Ausstrahlung gibt, welche die Kirche heute von ihm erwartet»[6].

Das «spirituelle Ereignis», von dem das Komitee spricht, meint das Symposion in Rom vom 19.–21. September 1980. An diesem Symposion soll aufgrund der eingegangenen und verarbeiteten Antworten der Mönche, Nonnen und Schwestern wie auch der einzelnen Gemeinschaften eine «Botschaft an die Söhne und Töchter des hl. Benedikt, an die Kirche und an die Welt» er-

[2] Dekret über die zeitgemässe Erneuerung des Ordenslebens, Nr. 2.

[3] Schreiben des «Komitees für das Zentenarium des hl. Benedikt» vom 1. März 1976.

[4] 3. Rundbrief von Abtprimas Viktor Dammertz vom März 1978.

[5] Protokoll der Sitzung der «Monastischen Kommission für die Zentenarfeier des hl. Benedikt» vom 1.–2. September 1978 in Rom.

[6] Schreiben des «Komitees für das Zentenarium des hl. Benedikt» vom 4. September 1978.

arbeitet und verabschiedet werden. In Abweichung vom bisher üblichen Vorgehen «von oben nach unten» soll diesmal «von unten nach oben» vorgegangen werden. Die «Basis» soll die entscheidenden Impulse geben für eine ordensweite Neubesinnung und Neuorientierung. Das entspricht ganz dem Geist und Wortlaut der Regel des hl. Benedikt. Dieser ordnet an: «Sooft es sich im Kloster um wichtige Angelegenheiten handelt, soll der Abt die ganze Klostergemeinde zusammenrufen und selbst die Angelegenheit vortragen . . . Dass zur Beratung alle berufen werden, bestimmen wir deshalb, weil der Herr oft einem Jüngeren offenbart, was das Bessere ist» (Kap. 3).

Im Dienst von Kirche und Welt

Schon in den bisher zitierten Äusserungen der Verantwortlichen für die Feier des «Benediktusjahres» wurde auch von der Bedeutung der Besinnung für die Kirche und die Welt gesprochen. Im ersten Schreiben des «Komitees für das Zentenar des hl. Benedikt» wird dieser Aspekt noch besonders erwähnt: «Wir möchten jedes Land einladen, die Aufmerksamkeit der Ortskirchen auf dieses Ereignis zu lenken»[7]. Auch das Symposion als Höhepunkt der Feier soll diesem Aspekt Rechnung tragen: «Diese Feier macht es der monastischen Welt möglich, in aller Schlichtheit der Welt und der Kirche ihr ‹Bekenntnis› (im Sinn einer ‹Proklamation des Glaubens›) auszusprechen»[8]. Als unmittelbares Ergebnis des Symposions sollen Texte formuliert werden, «die sich zunächst an den einzelnen und an die Klöster, dann auch an die Kirche und Welt richten und etwas über die ‹geistliche Dimension des Mönchtums heute›, über unser Verhältnis zu Kirche und Welt aussagen»[9].

Auch die Verantwortliche für den deutschen Sprachraum, Äbtissin Judith Frei von der Abtei Varensell, Deutschland, betont in einem Schreiben diesen Aspekt: «Zentral soll das gemeinsame Anliegen sein, das Jubiläum zum Anlass zu nehmen für ein Neu-lesen der Regula Benedicti. Wie können wir heute die Regel so verwirklichen, wie einerseits der Geist der Regel, andererseits unsere Zeit und Lebensumstände es erfordern? . . . Daher soll es sich jedes Kloster in den kommenden Jahren zur Aufgabe machen, sich auf die Grundthemen des monastischen Lebens zu besinnen und sich auf den eigenen Standort hin zu befragen. Es geht dabei nicht nur um die Umkehr des einzelnen. Es ist zugleich zu bedenken, dass jedes Kloster der Kirche und der Welt gegenüber verpflichtet ist. Was haben die Mönche heute zu geben? Was erwartet man gerade von ihnen?»[10]

Diese Betonung der Verbundenheit mit der Kirche und der Verantwortung für sie und auch für die Welt entspricht ganz dem Verständnis des Ordenslebens, wie es vom Konzil dargelegt wurde: «Christgläubige werden von Gott (in den Ordensstand) gerufen, um im Leben der Kirche sich einer besonderen Gabe zu erfreuen und, jeder in seiner Weise, ihrer Heilsmission zu nützen . . . Weil aber die evangelischen Räte ihre Befolger durch die Liebe, zu der sie hinführen, auch in besonderer Weise mit der Kirche und ihrem Geheimnis verbinden, muss ihr geistliches Leben auch dem Wohl der ganzen Kirche geweiht sein . . . Die Verpflichtung auf die evangelischen Räte erscheint so als Zeichen, das alle Glieder der Kirche wirksam zur eifrigen Erfüllung der Pflichten ihrer christlichen Berufung hinziehen kann und soll. Das Volk Gottes hat ja hier keine bleibende Heimstatt, sondern sucht die zukünftige. Deshalb macht der Ordensstand, der seine Glieder von den irdischen Sorgen mehr befreit, mehr die himmlischen Güter, die schon in dieser Zeit gegenwärtig sind, auch allen Gläubigen kund, bezeugt das neue und ewige, in der Erlösung Christi erworbene Leben und kündigt die zukünftige Auferstehung und Herrlichkeit des Himmelreiches an. Und die Lebensform, die der Sohn Gottes annahm, als er in die Welt eintrat, um den Willen des Vaters zu tun, und die er den Jüngern, die ihm nachfolgen, vorgelegt hat, ahmt der Ordensstand deutlicher nach und gibt ihr in der Kirche ständige Gegenwart. Schliesslich macht er die Erhabenheit des Gottesreiches gegenüber allem Irdischen und seine höchsten Ansprüche in besonderer Weise offenkundig. Er beweist auch allen Menschen die überragende Grösse der Herrscherkraft Christi und die wunderbare, unbegrenzte Wirkkraft des Heiligen Geistes in der Kirche»[11].

«Das Benediktusjahr geht die ganze Kirche an»

Im Lichte dieser Texte wird dieser Satz, der im ersten Moment berechtigterweise anmassend tönt, in seiner Absicht verständlich. Weil wie die andern Orden auch die benediktinisch-monastische Lebensform ihren Beitrag zu leisten hat für die möglichst gute Verwirklichung der Kirche und ihrer Sendung, muss es im Interesse der ganzen Kirche liegen, dass das Benediktusjahr für alle Gemeinschaften, die auf der Regel des hl. Benedikt gründen, zu einem Jahr echter Erneuerung werde. Die Kirche und die einzelnen Glaubensgemeinschaften bilden ja eine einzige grosse Lebenseinheit in Christus, wie dies im Epheserbrief so schön beschrieben wird: «Weil ihr alle denselben Geist erhalten habt, bildet ihr miteinander einen einzigen Leib. Auf euch alle wartet ja dieselbe herrliche Zukunft, für die euch Gott durch seinen Ruf bestimmt hat. Es gibt nur einen einzigen Herrn, nur einen Glauben und nur eine Taufe. Es gibt nur einen Gott. Er ist der Vater für alle Menschen. Er steht über allen. Er wirkt durch alle und in allen. Jeder von uns hat seinen besonderen Anteil an der Gnade erhalten, die Christus ausgeteilt hat . . . Er hat die einen zu Aposteln gemacht, andere zu Propheten, wieder andere zu Missionaren, zu Gemeindevorstehern und Lehrern. Ihre Aufgabe ist es, das Volk Gottes zu seinem Dienst bereit zu machen und den Leib Christi aufzubauen. So soll es dahin kommen, dass wir alle durch denselben Glauben und durch die gemeinsame Erkenntnis des Sohnes Gottes verbunden werden. Dann bilden wir zusammen den vollkommenen Menschen, der Christus ist, und wachsen in die ganze Fülle hinein, die Christus in sich umfasst»[12].

Gewiss ist hier nicht ausdrücklich von den Ordensleuten die Rede. Die Strukturierung der Kirche stand ja noch im Anfang, aber sie war offen für neue Strukturen und neue Gnadengaben zum Aufbau des Leibes Christi. Wir könnten die Ordensleute einreihen in die Gabe des «Propheten», diese in einem weiteren Sinne verstanden, als jene, «die sich so offenkundig jeder Anpassung verweigern wollen und die sich vor Manipulation durch ein rigoroses und kompromissloses Leben zu schützen versuchen»[13]. Die Aufgabe der Ordensleute wäre dann, Menschen zu sein, «die ihr (der Kirche) die Radikalität christlicher Hoffnung ad oculos und unübersehbar demonstrieren: nicht, um die ‹Normal-Christen› nun von dieser Radikalität zu entlasten, sondern um die ganze Kirche auf den Anspruch ihres Credo zu verpflichten»[14].

Sinn der Besinnung

auf die Werte der Regel des hl. Benedikt bedeutet von daher: die monastischen Gemeinschaften benediktinischer Lebensform müssen sich bewusst werden, welches ihr typischer Beitrag in dieser allgemeinen pro-

[7] Protokoll der Sitzung der «Monastischen Kommission für die Zentenarfeier des hl. Benedikt» vom 1.-3. September 1978, S. 7.

[8] AaO. 9.

[9] Ebd.

[10] Schreiben vom 15. Februar 1978, S. 1.

[11] Dogmatische Konstitution «Lumen Gentium» Nr. 43f.

[12] Eph 4,4-7. 11-13 (Übersetzung nach «Die Gute Nachricht»).

[13] J. B. Metz, Zeit der Orden, Freiburg 1977, 86.

[14] AaO. 87.

phetischen Funktion der Orden ist. Sie müssen auch den Mut haben, ihr Leben gemäss dieser Einsicht «radikal» als Nachfolge zu gestalten[15]. Dass dies gelinge, dazu brauchen wir die Hilfe der ganzen Kirche. In welcher Richtung diese Hilfe vordringlich liegt, zeigt die Regel des hl. Benedikt selber auf: «Sooft du etwas Gutes zu tun beginnst, bitte zuerst inständig darum, dass er (Gott) es vollende»[16]. Soll das Benediktusjahr zu jenem Erfolg führen, den das Komitee erwartet, dann brauchen wir das Gebet vieler Gläubiger, sowohl der einzelnen wie der Pfarreien. Als solches Gebet könnte verwendet werden eine alte Oration: «Wecke in deiner Kirche jenen Geist, dem der hl. Benedikt gehorchte, damit wir, erfüllt mit dem gleichen Geist, uns Mühe geben, das zu lieben, was er geliebt, und das im Leben zu verwirklichen, was er gelehrt hat»[17]. Oder es könnte hie und da folgende Fürbitte in der Messe eingefügt werden: «Für alle Gemeinschaften benediktinischer Lebensform: dass sie die geistige Erneuerung auf das Benediktusjahr 1980 mit der Hilfe Gottes erfolgreich durchführen». Ein Weltpriester, der Benediktineroblate ist, Léon Nadeau, und für das Kanadische Fernsehen arbeitet, hat eine solche Gebetsaktion in die Wege geleitet in Kanada, Belgien, Frankreich und in der Schweiz. Wer sich dieser Gebetsaktion anschliesst, darf wissen, dass er sich einreiht in eine grosse Schar Beter, denen das geistige Gelingen des Benediktusjahres, auch zum Wohl der Kirche, am Herzen liegt.

Vor allem richtet sich diese Bitte um Gebetshilfe an jene Pfarreien und Gegenden, die in besonderer Weise Beziehung haben zu den Klöstern der benediktinisch-monastischen Lebensform. Das sind zuerst jene Pfarreien, die von Benediktiner- oder Zisterzienserklöstern direkt seelsorgerlich betreut wurden und werden: im Verlaufe der Geschichte sind ja zahllose Pfarreien unsern Klöstern «inkorporiert» gewesen, waren oder sind Klosterpfarreien. Es ist erfreulich, wieviele Pfarreien, die früher von Ordensleuten betreut wurden, das Wissen um ihre Beziehung zu den Klöstern lebendig erhalten haben, und wie heute die Seelsorger dieser Pfarreien solche Beziehung zu den Klöstern bewusst pflegen. Auch in den Klöstern ist das Bewusstsein lebendig, dass sie zu «ihren» früheren Pfarreien Beziehung haben. Wie die Klöster früher und heute in solchen Pfarreien sich um das Glaubensleben bemühten, so hoffen sie, dass solche Pfarreien jetzt ihnen helfen, ihr klösterliches Glaubensleben zu erneuern und zu vertiefen. Dann richtet sich diese Bitte ums Gebet an andere Institute wie Spitäler, Frauenklöster, fromme Vereinigungen, die früher oder jetzt noch von Benediktinern oder Zisterziensern im Glaubensleben betreut wurden.

Die Schweizer Benediktiner

Natürlich geht es auch darum, den spirituellen Beitrag der benediktinisch-monastischen Lebensweise allen Gläubigen zu erschliessen. Die Schweizer Benediktinerkongregation will in Verbindung mit andern Klöstern der benediktinischen Lebensform in der Schweiz auf das Benediktusjahr hin ein entsprechendes Informationsangebot zur Verfügung stellen. Zu diesem Zweck hat das Kongregationskapitel der Schweizerischen Benediktinerkongregation auf ihrer Jahrestagung 1978 eine Kommission bestellt.

Diese Kommission hat an ihrer Sitzung vom 10. Juli 1978 in Sarnen folgende Projekte geplant, die zum Teil schon weit gediehen sind: eine Tonbildschau; eine Diaserie; eine Predigt- und Materialmappe ähnlich der Materialmappe des Fastenopfers. Geplant sind ferner: eine Ausstellung im Landesmuseum in Zürich unter dem Titel: Die Benediktinerklöster als Kulturträger auf schweizerischem Gebiet; es laufen Verhandlungen mit dem Schweizer Fernsehen über einen Dokumentarfilm, der das jetzige Leben in den Schweizerklöstern der Benediktiner und Benediktinerinnen darstellen soll. Der Vermittlung benediktinischer Lebens- und Glaubenswerte dient auch die Artikelserie, welche auf die grossen Festtage des Benediktusjahres, 21. März 1980 und 1981, in Presse und kulturellen Zeitschriften veröffentlicht wird.[18]

Wir Benediktiner sind uns bewusst, dass wir für all die Hilfe, welche uns durch die Ortskirche Schweiz zuteil wird, verpflichtet sind, unsern Beitrag zum Aufbau des Leibes Christi in der Ortskirche Schweiz zu leisten. Wir Klöster sind ja grundsätzlich in unserer Existenz von der Ortskirche abhängig. Die Ortskirche ist letztlich Fundament unserer Existenz. Die Glieder unserer klösterlichen Gemeinschaften kommen aus der Ortskirche, den einzelnen Pfarreien. Dort sind sie durch die Taufe in die Gemeinschaft der Glaubenden aufgenommen, dort sind sie im Glauben erzogen und gebildet worden. Auch die Weiterexistenz der Klöster hängt ab von den Pfarreien und den Ortskirchen. Nur wenn dort lebendiger Glaube gelebt wird, können Ordensberufe in jungen oder älteren Glaubenden entstehen.

So besteht zwischen Klöstern und den Ortskirchen ein wechselseitiges Geben und Nehmen. Beide sind aufeinander angewiesen, beide haben Nutzen, wenn hier und dort lebendiges Glaubensleben verwirklicht wird, beide leiden Schaden, wenn die Sendung des Christen nicht mehr ernst gelebt wird. So steht das Benediktusjahr letztlich im Dienste des Aufbaues des ganzen Leibes Christi und der einzelnen Glieder. «Alle sind in der Taufe zu einem einzigen Körper verbunden worden und wir alle haben an demselben Geist Anteil bekommen . . . Wenn irgend ein Teil des Körpers leidet, dann leiden alle andern mit ihm. Und wenn irgend ein Teil geehrt wird, freuen sich die andern mit»[19].

Anselm Bütler

[15] J. B. Metz aaO. 78.
[16] Regula Benedicti, Vorwort 4.
[17] Oration vom 18. Juli im alten Proprium OSB (Oktavtag der Solemnitas S. P. Benedicti).
[18] Protokoll der Kommissionssitzung.
[19] 1 Kor 12, 13. 25 (Übersetzung nach «Die Gute Nachricht»).

Kirche Schweiz

Zur Neueinteilung der Bistümer

Einleitung

Im Rahmen einer Lizentiatsarbeit[1], die rein privaten Studienzwecken diente, über eine eventuelle Neueinteilung der Diözesen Lausanne-Genf-Freiburg (LGF) und Basel wurde Ende 1978 eine Umfrage im Klerus der beiden Diözesen durchgeführt. Die Fragen bezogen sich nur auf diese zwei Diözesen, wobei LU, TG, SH nicht berücksichtigt wurden. Die Auswahl der Pfarreien geschah nach einer Zufalls-Stichprobe, wobei allerdings Diasporakantone und sprachliche Minderheiten (Jura, Deutschfreiburg) fast vollständig angefragt wurden. Von total 600 Pfarreien kamen 445 zum Zuge, wovon 330 (74%) geantwortet haben.

Die Fragen

Es wurden drei Fragen unterbreitet, auf die mit einem «x» geantwortet werden musste. Sie lauten:

1. Sind Sie der Meinung, dass die Grenzen Ihrer Diözese revisionsbedürftig sind? Ja / Nein / Weiss nicht
2. Im Fall einer Änderung, soll Ihr Kanton eine eigene Diözese bilden oder zusammen mit andern? Eine eigene / zusammen mit andern / weiss nicht
3. Wenn Sie unter folgenden Varianten zu wählen hätten, welche würden Sie vorziehen? (Es wurden 8 verschiedene Varianten unterbreitet.)

[1] Karl Bauer, Neueinteilung der Diözesen Lausanne-Genf-Freiburg und Basel unter dem geographischen Gesichtspunkt. Freiburg 1979.

Das Ergebnis

Etwa ⅔ aller eingegangenen Antworten sind für eine Revision der Grenzen. Das Ja ist aber unterschiedlich gewichtet. Es kann bedeuten «dringend», «nicht unbedingt», «nur unter ganz gewissen Umständen». Allgemein tendiert man eher auf eine Verkleinerung. Als einzige Diözesanstände haben BS und BL eine Änderung deutlich abgelehnt. Für ⅔ der Befragten sind die beiden Diözesen LGF und Basel zu gross, was von den Französischsprachigen überzeugter ausgesprochen wird als von den Deutschschweizern. In bezug auf die Neueinteilung gehen die Meinungen stark auseinander. Doch zeigt sich ein ziemlich deutlicher Unterschied zwischen den Romands und den Deutschschweizern.

Die Romands

Sie erwähnen als erschwerend die kulturelle, ethnische und soziologische Heterogenität ihrer Diözese. Sie votieren eher für kleine Diözesen, und besonders wird der enge Kontakt mit dem Bischof in den Vordergrund gestellt. Auf die Geschichte wurde nie hingewiesen (ausgenommen bei den Genfern). Bei den Westschweizern spielt vor allem die sprachliche Minderheit eine bedeutende Rolle. Das drückt sich im Beharren auf eigenen Werten aus und in der Bewahrung des Angestammten. Das föderalistische Denken bestätigt sich auch hier. Das Individuelle, Eigenständige wird grossräumigen Gebilden vorgezogen. Die kulturelle Einheit kommt vor der interkantonalen Solidarität. Der Satz eines Jurassier-Pfarrers mag in etwa repräsentativ sein für die Mentalität der Romands: «Neuchâtel et le Jura peuvent former un gentil petit diocèse.»

Die Deutschschweizer

Bei ihnen ist die Bemerkung «zu gross» selten zu finden, obwohl dies implizit gemeint ist. Für sie hat das geschichtlich Gewachsene ein grosses Gewicht, weshalb man Neuerungen eher skeptisch gegenübersteht. Sie neigen eher zu grossräumigen Gebilden, zum interkantonalen Austausch, zur Bewegungsfreiheit. Man ist einem «Kantons-Katholizismus» abhold und verwirft Mini-Diözesen.

Im einzelnen ergeben sich folgende Resultate:

Genf

Von total 47 Pfarreien wurde eine Stichprobe von 27 gemacht, die sich als genügend erwies, da sich eine ziemlich einheitliche Tendenz abzeichnete. 22 Fragebogen (81%) sind zurückgekommen. Die Genfer finden eine Grenzrevision notwendig. Sie möchten aus ihrem Kanton eine eigene Diözese machen, dies mit dem Hinweis auf die geschichtliche Vergangenheit und die internationale Bedeutung der Stadt. Daher ist es auch verständlich, dass die unterbreiteten Varianten für viele gar nicht zur Diskussion standen. Von den wenigen, die auch diese Frage beantworteten, haben durchwegs alle die Variante FR-NE-JU/GE-VD gewählt. Was interessant ist, ist die Sorge für die übrigen Westschweizer Kantone: man will sie beisammen sehen und die sprachliche Einheit wahren.

Waadt

Da es sich um einen Diaspora-Kanton handelt, wurden alle 43 Pfarreien angefragt. Mit 65% Antworten hat die Waadt am schwächsten reagiert. Die Pfarrer befürworten zu ⅔ die Grenzrevision. Auch hier scheint die Tendenz auf eine Verkleinerung der Diözese hinauszugehen. Aber wie die neue Diözese aussehen soll, darüber ist man sich uneinig. Die einen plädieren für eine eigene, nur den Kanton Waadt umfassende, die andern für eine mehrkantonige Diözese. Viele haben keine Meinung zu diesem Punkt. Die relativ tiefe Antwortquote und der hohe Prozentsatz der «Weiss nicht» ist ein Zeichen der Unentschlossenheit und Unsicherheit. Hingegen herrscht weitgehende Übereinstimmung in der Frage der Eingliederung des Bezirks Aigle in die Diözese Lausanne.

Freiburg

Von total 148 Pfarreien sind 88 angefragt worden, wovon die deutsche Minderheit vollständig. Mit 84% Antworten hat Freiburg mit BS/BL das höchste Resultat. Mit einem weniger starken Mehr (57%) als Genf und Waadt sind auch die Freiburger für eine Grenzrevision. Der relativ hohe Anteil an Nein-Stimmen kommt von den deutschsprachigen Senslern. Diese sprechen sich im Verhältnis 7:6 für Beibehaltung des heutigen Zustandes aus, während die französischsprachigen Freiburger zu 61% für die Revision stimmten. Der Änderungswunsch tendiert auf eine Verkleinerung der Diözese. Bezüglich der Zusammensetzung ist die Mehrheit für eine mehrkantonige Diözese. Die höchste Stimmenzahl hat der Jura, vereinzelt werden auch die Waadt und Genf genannt. Der Grossteil der Befragten wählte die Variante FR-NE-JU, wobei einige sich die Frage stellten, was Freiburg und Jura miteinander zu tun hätten. Daher wurde auch der Vorschlag für eine Jura-Diözese mit JU-NE-JUsüd gemacht.

Neuenburg

Von 18 Angefragten haben 13 (72%) geantwortet. Man ist auch hier für eine Grenzrevision. Als Partner wird ziemlich einheitlich der Jura genannt. Ferner wird auch der Berner Jura als Partner vorgeschlagen, hingegen nicht Deutsch-Bern. Es fällt auf, dass Freiburg nirgends erwähnt wird, was sich mit unserer Feststellung deckt, wonach die Beziehungen FR-NE sehr locker sind. Auch die Waadt erscheint nirgends. Am meisten Stimmen erzielte die Variante FR-NE-JU.

Bern

Die Befragung umfasste alle Pfarreien des alten Kantonsteils, also auch den Südjura und das Laufental. 67% haben geantwortet. Der grössere Teil stimmt einer Grenzänderung zu. Die Südjurassier neigen bekannterweise zum Nordjura und auch zu Neuenburg, aber nicht zu Freiburg. Die wenigen Antworten aus dem Laufental optieren für die deutschsprachigen Nachbarkantone ohne JU. Die Befragten des übrigen Kantons sehen teilweise eine Diözese ohne TG und SH, teilweise ohne LU und ZG. Von den unterbreiteten Varianten wurde jene mit BE-SO-BS-BL am häufigsten gewählt.

Jura

Hier wurden alle 52 Pfarrämter angeschrieben. 39 Fragebogen sind zurückgekommen, was 75% ausmacht. Die Jurassier sind eher zurückhaltend in bezug auf die Revision der Grenzen, da sie fürchten, von Basel getrennt zu werden. Die nur 54% Ja-Stimmen drücken das Zögern klar aus. Die Notwendigkeit einer Änderung wird hier als weniger akut betrachtet als andernorts. Die Abtrennung von Basel würde bei vielen auf Widerstand stossen, da der Jura von alters her zum Bistum Basel gehört. Dies will nicht bedeuten, dass die Angefragten nicht für eine Beschneidung des Gebietes sind, da auch sie einen engen Kontakt mit dem Bischof wünschen. Viele befürworten eine Angliederung Neuenburgs, was einen grösseren sprachlichen Austausch erlauben würde, da einige sich in der Diözese sprachlich isoliert fühlen. Bern wird selten als Partner genannt, hingegen fühlt man sich eins mit dem Südjura. Von allen Vorschlägen sind NE und der Südjura am häufigsten genannt worden, und einige wenige sprechen sogar von einer Diözese NE-JU-Südjura. Freiburg wird ausdrücklich abgelehnt («trop décentré», «on ne fraternise pas volontiers avec les Fribourgeois»). Zusammenfassend kann man die Wünsche der Jurassier etwa so formulieren: kleinere Diözese, Öffnung der Sprachgrenze zu den Romands hin, keine Trennung von den Südjurassiern, Verbleib in der Diözese Basel.

Solothurn

Von total 82 Pfarreien haben 72% geantwortet. Mit einem beträchtlichen Mehr sind die Pfarrer für eine Änderung des heutigen Zustandes (70%). Bei den Revisionswilligen herrscht ziemlich grosse Übereinstimmung in der Frage der Abtrennung des Ostrandes (TG und SH). Viele verweisen dabei ausdrücklich auf eine Angliederung an St. Gallen. Von den vorgeschlagenen Partnern kommt die Gruppe BS-BL-AG weitaus am häufigsten vor.

Aargau

Von 88 angefragten Pfarreien war die Rücklaufquote 69%. Der Grossteil der Aargauer Pfarrer würde ebenfalls einer Grenzänderung zustimmen, da die Diözese als zu gross empfunden wird. Wie die Solothurner finden auch die Aargauer, dass TG und SH besser SG oder ZH zugeteilt würden, da man wenig Kontakte mit ihnen pflegt. Auch in bezug auf die Partnerkantone äussern die Aargauer gleiche Ideen wie die Solothurner: BS-BL wird an erster Stelle genannt, dann wählen sich die Aargauer und Solothurner gegenseitig mit ziemlich hohem Stimmenanteil. Dass LU und ZG vor BE kommen, ist aus geographischen und konfessionellen Gründen erklärlich. Der Jura wird von den Aargauern wie von den Solothurnern am wenigsten häufig genannt. Interessant ist die Tatsache, dass der Aargau keinen ausserdiözesanen Kanton vorschlägt, z.B. Zürich, mit dem er ja wirtschaftlich gesehen weit mehr verbunden ist als mit Solothurn. Unter den gemachten Feststellungen ist die Wahl der ersten Variante BS-BL-SO-AG verständlich.

Basel-Stadt und Basel-Land

Von 25 Fragebogen sind 21 (84%) zurückgekommen. Die Basler votieren mit beträchtlichem Mehr für Beibehaltung der jetzigen Diözese. Es sind die einzigen beiden Kantone, die die erste Frage mit einem starken Nein beantwortet haben, wobei das Land noch stärker ablehnt als die Stadt. Der geringe Prozentsatz der «Weiss nicht» lässt eine gewisse Entschlossenheit in der Frage der Revisionsbedürftigkeit vermuten. Die Partnerwahl ist, bei den wenigen, die sich dazu noch äusserten, divergent ausgefallen. In praktisch allen Varianten kommt SO am häufigsten vor, dann JU, etwas weniger oft BE und AG. Das Resultat zeigt, dass die Basler, wenn sie zwischen AG und BE zu wählen hätten, eher auf die Berner Seite neigen.

Zusammenfassung

Aufgrund der Umfrage lässt sich keine eindeutige Neueinteilung vornehmen, da die Meinungen teils sehr divergent sind. Es sind folgende Varianten denkbar:

Diözese Genf: GE.
Diözese Freiburg: FR-VD.
Diözese Jura: NE-JU-JUsüd.
Diözese Basel: BE-SO-AG-BS-BL, *oder:* BE-SO-AG-BS-JU (NE dann zu VD-FR).

Karl Bauer

Theologie

Ethik und Gesellschaft in gegenseitigem Einfluss

Von der Verheissung . . .

Als Mitglied des Arbeitskreises «Kirche und Gesellschaft» im Weltkirchenrat hat sich der wohl bekannteste protestantische Ethiker Frankreichs, *André Dumas* des öfteren zur Bedeutung des «Evangeliums in der Industriegesellschaft» zu Wort gemeldet. Eine Sammlung von entsprechenden, meist aus den 1960er Jahren stammenden Aufsätzen ist nun auch in deutscher Übersetzung unter dem Titel «Planung und Verheissung» erschienen[1].

Industriegesellschaft, Überflussgesellschaft, Konsumgesellschaft oder blockierte Gesellschaft seien neben Staatsmonopolkapitalismus die Schlagworte der Gesellschaftstheoretiker zur Umschreibung der gegenwärtigen sozialen Situation, während Technokraten von Wachstum und Expansion, der Mann auf der Strasse aber von Auto, Urlaub, Tagesleistung und Ruhestand redeten, meint der Verfasser im Vorwort und fragt sich dann, ob unter diesen Umständen das Christentum noch etwas zu sagen habe, oder ob es nur unübersetzt Sätze der Bergpredigt wiederhole. Er fragt, welche Form von Kirche sich allenfalls als Gegenmodell anbiete und wie von da aus Zukunft als Hoffnung beschrieben werden könne. Seine Versuche zur Antwort gliedert Dumas in drei Gruppen: Quellen, Analysen, Ausblicke.

Unter dem Stichwort «Quellen» behandelt Dumas zuerst das Thema «Bibel und Eigentum», wozu er die alttestamentliche Sicht von Jahwe als dem wahren Eigentümer der Erde (dem Mensch ist sie als seinem Erben aus Gnade überlassen) aufzeigt. Diese Relativierung wird aber auch in ihrer neutestamentlichen Verinnerlichung herausgestellt, ein Gedanke, der unter dem Titel «Leistung und Gnade» später noch praktisch ethisch konkretisiert wird.

Unter dem Titel «Katholiken, Protestanten und das Geld» verfolgt Dumas, teilweise in Auseinandersetzung mit den Theorien von Max Weber über den Zusammenhang zwischen Calvinismus und Kapitalismus, die jahrhundertelange Auseinandersetzung um Wucher- und Gebrauchszins im Mittelalter, bei den Reformatoren wie im Puritanismus, in welchem die Produktivitätsidee sich erst eigentlich zu entfalten beginnt. So anregend gerade dieser Aufsatz ist, so fehlt ihm leider doch einiges an Exaktheit: Nicht nur werden meist Zweitstudien benützt und kaum die originären Texte beigezogen, sondern auch die wirtschaftlichen Hintergründe werden zu wenig bedacht. Vollends übergangen wird die religiöse Grundlage des Wirtschaftsliberalismus von Adam Smith in einer rationalen Theologie, wodurch die an sich berechtigte Kritik an den Mächtigen zu wenig solid ist und sogar so ungeschützte Sätze wie «die Juden verdankten ihrem verfluchten Gewerbe die Toleranz, derer sie sich in den christlichen Ländern erfreuten» (27) stehen bleiben konnten.

Treffend sind dagegen die Überlegungen zu «Armut und menschliche Gemeinschaft», wo mir vor allem bedenkenswert scheint, wie nach Dumas der Arme, der oft und besonders in reichen Ländern als ein Versager verstanden wird, so erst recht ein ausgeschlossener wird, dessen Ehre dann durch «Liebesgaben» erst recht untergraben werden kann.

Während so der Teil «Quellen» von der deutlich von protestantischer Tradition geprägten Theologie her denkt, steht unter «Analysen» das Erfassen der Lebenssituation im Vordergrund: In der Industriegesellschaft mit Rationalisierung, Massenproduktion und -konsum und in der entsprechenden Vermassung stellt sich die Frage nach einer sinnstiftenden Rolle kirchlicher Verkündigung, deren ideologiekritische Bedeutung vor allem aus der Auseinandersetzung mit der «Funktion der (marxistischen) Ideologie» und mit der «Soziologie der Industriegesellschaft und Ekklesiologie» erhellt. Wie dies konkret geschehen könnte, zeigen abschliessend die «Ausblicke», die eine Art biblische sozialethische Paränese enthalten und so wohl die Geistigkeit Dumas' am deutlichsten spiegeln. Es ist der Stil eher einer appelativen Hoffnung als der des theologischen Arguments, eher derjenige der Verheissung

[1] Düsseldorf (Patmos) 1978.

als der der Planung. Aber vielleicht ist es gerade das, was angesichts säkularer Utopien des Marxismus Christen aufzurütteln vermag, ihren Sinnglauben in der Welt des ausgehenden Industriezeitalters zu bezeugen mit Worten und Taten; dass diese letzteren etwas konkreter bezeichnet würden, darf als Wunsch dann aber auch nicht unterschlagen werden.

. . . zur Statistik

Nicht weniger engagiert für Gesellschaftsgestaltung und damit für Politik als der in der französischen Hauptstadt lehrende Protestant Dumas ist der katholische Bonner Professor *Franz Groner*. Nach kultureller Herkunft wie nach wissenschaftlicher Tradition dürften dagegen die beiden Gelehrten eine Art Antipoden darstellen: In der Bibliographie Groners ragen Aufsätze zur statistischen Erfassung kirchlicher Lebensäusserung heraus, wie er denn auch für die Bände 23–28 des «Amtlichen Statistischen Jahrbuches der Katholischen Kirche Deutschlands» verantwortlich zeichnet, für Erhebungen also, welche die Zeit von 1944–1976 umfassen.

Geistliches Leben in Zahlen und Tabellen – wem es mit der inkarnatorischen Dimension der Kirche ernst ist, der wird als menschlichen auch diesen Angaben ihre Aussagekraft kaum abstreiten, ganz abgesehen davon, dass jeder es spontan tut: Bei halbleeren Kirchen wird beispielsweise jeder Fragen nach der Lebendigkeit der Gemeinde stellen und also von einer «statistischen Feststellung» ausgehen. Gerade weil so beide, Dumas wie Groner, berechtigte, aber verschiedene Gesichtspunkte hervorheben, steckt ihr Schaffen ein Problemfeld ab, das man in seiner ganzen Breite nicht aus den Augen verlieren sollte.

Eine Hilfe dazu könnte eine Aufsatzsammlung sein, die *F. Böckle* und *F. J. Stegmann* dem Kollegen unter dem Titel *«Kirche und Gesellschaft heute»*[2] zum 65. Geburtstag widmen. Dabei befassen sich die ersten fünf Beiträge, die unter dem Obertitel «Dokumentation» zusammengefasst sind, mit dem Moment der statistischen Erhebung. Vor allem derjenige von K. H. Vogt «Zur Frage der Messbarkeit religiöser Phänomene» und damit zur Bedeutung der empirischen Sozialforschung ist hier für das theologische Anliegen von grundsätzlicher Wichtigkeit. Zwar schliesst dieser Artikel noch ohne eine eigene theologische Antwort[3], für einen beschränkteren Bereich zeigt aber dann Lothar Schneider in seiner Untersuchung über die Integration «Neuer (d.h. computerunterstützter, mathematischer) Methoden für die sozialtheologische Forschung» solche Konnexe[4] auf.

Gerade diese theoretischen Beiträge lassen denn auch die direkt Erhebungen zugedachten Aufsätze zur pastoralen Lage der Kirchen in der BRD (P. M. Zulehner), zum Geburtenrückgang (K. Schwarz) oder zur Statistik der evangelischen Kirchen (D. Rohde) besser verstehen und in ihrer Tragweite einordnen.

Unter dem Titel «Aktuelle Aufgaben der Kirche in der gesellschaftlichen Situation von heute» bietet ein zweiter Teil verschiedene sozialethische Beiträge, allen voran denjenigen des heute 89jährigen Altmeisters O. von Nell-Breuning, der mit erstaunlicher geistiger Frische zu «Verantwortung für das Ganze im Kontext der Weltgesellschaft» schreibt, ein Aufsatz, den in seinem Weitblick zu beherzigen man etwa den mit dem Entwurf einer neuen schweizerischen Bundesverfassung Befassten nur dringend wünschen könnte.

Daneben wird das Selbstbestimmungsrecht des Menschen unter mehreren Gesichtspunkten thematisiert, so hinsichtlich der Menschenrechte von J. Giers nach der neueren kirchlichen Verkündigung, in der Grundwertediskussion von Böckle oder in den «Vielfachen Variationen des Motives Mitbestimmung» (in Familie, Schule, Gesellschaft, Wirtschaft und Kirche) von H. J. Wallraff. Wallraff erkennt in diesen verschiedenen Lebensbereichen eine sich wechselseitig steigernde Selbsterfahrung, deren christliche Note er begrüsst und die etwa in der von W. Hamelbeck erhobenen Forderung nach finanzieller Mitbestimmung zur Beschränkung einer überbordenden Kirchenverwaltung eine weitere Konkretion findet. Die Abrüstungsforderung in der kirchlichen Soziallehre sowie deren Beziehungen zur modernen Friedensforschung beschäftigt die beiden Mitarbeiter aus Österreich (R. Weiler bzw. V. Zsifkovits), wozu allerdings auch die Schlussüberlegungen zu «Pluralismus und Grundwerteinigung» von L. Roos zu bedenken wären: Hinter einer «wehrhaften Demokratie» muss eine (ethisch verantwortete) Bejahung der Grundwerte stehen, ohne die jede Demokratie als gesellschaftliche Form von Selbstbestimmung in einen sterilen Pluralismus zerfällt.

Gibt es, so wird man sich nach solchen, in deutlicher Konvergenz stehenden Überlegungen fragen, politisch mögliche und christlich verantwortbare Vorstellungen für einen geschlossenen modellhaften Gesellschaftsaufbau? Die in der Groner-Fest-Schrift zu Wort kommenden Autoren vertreten eher einen offenen Rahmen als ein festes Modell. In deutlichem Unterschied dazu fragt der italienische Sozialphilosoph *Giulio Girardi* schon im Sinn einer Stellungnahme

Christen für den Sozialismus (= CfS) – warum?[5]. . .

«Jede Überlegung über Sinn und Zukunft der Bewegung der CfS darf nicht von abstrakten Spekulationen ausgehen, sondern von der Analyse der wirklichen Bewegung, die im Lauf von wenigen Jahren ein unerwartetes Ausmass und Tiefe erreicht hat. Man kommt nicht umhin, ein Erstaunen zu verspüren angesichts des Interesses, das dieser Idee auf internationaler Ebene entgegengebracht wird, der Resonanz, die sie bei den Massen findet, und der streitbaren Dynamik, die sie bewirkt.» Mit diesen hochgemuten Sätzen eröffnet Girardi seine nun fünf Jahre alten Überlegungen.

Heute würde er sie, diesen Eindruck jedenfalls erhielt man von seinem Vortrag vor der Schweizerischen Theologischen Gesellschaft in Bern letzten Herbst,[6] kaum mehr ganz so formulieren. Die gewisse Resignation, die man dort mithörte, hat freilich ihre Gründe: Nicht nur äussere Repressionen, vorab durch die südamerikanische «Securidad nacional» wirkten da verzögernd. Vielmehr war es wohl ein Mangel an innerer Kohärenz: selbst der Verfasser der Einleitung zur deutschen Fassung, K. Fassel kann Programmpunkte nur in eigenem Namen anführen, und auch die Schweizerische CfS ist trotz mehrfacher Anstrengung bisher nicht über einen noch recht inkohärenten persönlichen Entwurf aus ihrer Zürchergruppe[7] hinausgewachsen.

Von einer «Resonanz in den Massen» kann keine Rede sein. Die von Girardi nachgezeichnete Entwicklung mit ihren

[2] Paderborn (Schöningh) 1979; leider fehlt im Band eine Liste der Mitarbeiter, so dass der Leser, wenn er die «Fakultätslandschaft» nicht ohnehin genau kennt, erraten muss, unter welchem Gesichtspunkt die einzelnen Beiträge geschrieben wurden.

[3] Der Hinweis S. 87 auf F. X. Kaufmann, Zur Rezeption soziologischer Einsichten in die Theologie (aus F. Haarsma, W. Kasper, F. X. Kaufmann, Kirchliche Lehre – Skepsis der Gläubigen, Freiburg 1970) dürfte kaum genügen, auch wenn Ansätze bei Natur/Übernatur; zeitbedingt/ewig mit Recht als unzureichend angesehen werden. Hier müsste vielmehr gründlich die Dimension «Menschwerdung» bis in die materiellen Belange der Sozialisation reflektiert werden.

[4] Hier geht es um eine das klassische Subsidiaritätsprinzip mit Gemeindeanalysen verbindende Studie, wobei aber das sozial-ethische Prinzip selber eine Wesensaussage christlicher Anthropologie darstellt.

[5] Stuttgart (Kohlhammer, Urban TB 64) 1979 (ital. Original 1975).

[6] Vgl. dazu K. Koch, Nachfolgende und befreiende Christologie, in: SKZ 147 (1979) 150–154.

[7] Vgl. Neue Wege 73 (1979) 154–160; vgl. dort auch meine Meinungen zu CfS mit einem Dialogversuch mit W. Spieler: 72 (1978) 285–296 bzw. 73 (1979) 147–151.

Anfängen 1971 in Chile und vor allem der folgenden Ausbreitung in Italien blieb Episode; die Fortsetzung in den 1979er Wahlen blieb auch dort aus. Offensichtlich hatte man, und dafür ist Girardi selber ein Beispiel, gerade die konkrete Analyse unter vorgefassten marxistischen Meinungen vorab bezüglich des Klassenkampfes vernachlässigt und auch den Fehlschlägen der konkreten Formen von Sozialismus (nicht nur in Osteuropa) zu wenig Beachtung geschenkt, schon der häufig verwendete Ausdruck «Arbeiterbewegung» ist derart vieldeutig, dass er praktisch kaum brauchbar ist und zur Ideologie-Chiffre wird.

Trotzdem bleibt aber das Büchlein Girardis von Interesse. Einmal, weil es Grundanliegen der CfS vorbringt und in den Schlussdokumenten des Lateinamerikanischen (1972) wie des Welt-Kongresses (1975) im Anhang (übrigens zusammen mit Auszügen aus dem kritischen Dokument der chilenischen Bischofskonferenz von 1973) auch die Quellen vorlegt. Vielmehr bringt es in einer geradezu scholastischen Gegenüberstellung die Einwände der (katholischen) Kirche und die Erwiderungen der CfS zur Sprache, wobei eine falsche Jenseitsbezogenheit mit Recht angeprangert und als (wenigstens faktische) Komplizenschaft mit dem ausbeuterischen Reichtum entlarvt wird. Leider aber bleibt die Frage nach berechtigten Einwänden an die CfS aus. Zweifel an der Allgemeingültigkeit der Klassenkampfkonzeption sind zum vornherein unerlaubt. Ein «dialogue des sourds» ist die notwendige Folge, wenn man nicht wenigstens die andere Seite anzuhören bereit ist – eben dazu könnte diese Schrift aber doch helfen.

. . . und Ansätze in der Befreiungstheologie

Anders als die CfS haben die verschiedenen südamerikanischen Befreiungstheologien zwar aus marxistischer Gesellschaftsanalyse stammende Ergebnisse durchaus ernst genommen, aber eine ideologische Verengung darauf blieb (trotz gegenteiliger Verdächtigungen) aus. In dieser echt christlichen Offenheit, die prüft und das Gute behält, dürfte denn auch die grössere Wirkung dieses Denkens liegen, das gerade, wenn auch wenig ausdrücklich genannt, in der dritten CELAM-Konferenz in Puebla zu spüren war. Zu dieser Offenheit gehört nun auch, dass Denkanstösse nicht bloss in der wirtschaftlich-sozialen Situation gesucht werden, sondern zunehmend auch die religiösen Ausdrucksformen des Volkes in die Reflexion einbezogen werden.

Unter dem Titel «*Theologie aus der Praxis des Volkes*» haben neulich mehrere lateinamerikanische Theologen Überlegungen zu einer Glaubensreflexion vorgelegt, welche von Erfahrung und Lebensvollzug der Gläubigen an der Basis ausgehen will[8]. Unter dem Stichwort «*Volksreligion – Religion des Volkes*» liegt nun eine weitere Sammlung von Aufsätzen zu diesem Thema vor[9], wobei *Karl Rahner* in einer für den heuer 75jährigen beachtlichen Frische diese doch neue Problemstellung mit «Überlegungen zum Verhältnis Theologie und Volksreligion» einleitet.

Dabei unterscheidet er von der Kirche als dem «Volk Gottes» das «Volk in der Kirche». Während, besonders seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, die Glaubenswirklichkeit des Volkes Gottes, das die Kirche ist, theologisch bedeutsamer wird und als sogenannter «sensus fidelium» prinzipiell seit je Quelle theologischer Reflexion war, stellt sich hier nun die Frage nach dem Beitrag des Volkes als einer kulturell geschichtlichen Grösse, die in Erleben und Erfahren ebenfalls Quelle theologischer Erkenntnis und Klärung sein kann und soll. Rahner bejaht diese Frage, weil er Gottes Gnade gerade auch in solchem Vollzug als wirksame glaubt.

Damit legt er aber auch den Grund für die Berechtigung der weiteren Fragestellungen, die nicht zuletzt auch für den ökumenischen Dialog bedeutsam sein müssten, weil diese Quelle ja dann nicht einfach mit dem Wort der Schrift identisch gesetzt werden kann[10]. Der einschlägige Beitrag von W. Huber begnügt sich aber leider damit, den in Deutschland durch die Nazizeit belasteten Ausdruck «Volk»[11] zu klären und knapp auf die Kasualfrömmigkeit hinzuweisen, ohne auf das Problem umfassend einzugehen. Was für diesen Beitrag gilt, trifft dann leider für einen Grossteil der weiteren Arbeiten zu: Es mangelt ihnen eine konkrete Problembezogenheit. Denn entweder beschränken sie sich auf die neue Erfahrung aktiver christlicher Basisgemeinden (so z. B. Modehn und Scannone), oder sie untersuchen akademisch formal Kommunikationszusammenhänge (so z. B. Vanderhoff oder Valle). So interessant diese Beiträge nun an sich sind, so übersehen sie doch, dass diese Basisgemeinden noch sehr nahe an einem (übrigens hier keineswegs bestrittenen) Anfangsimpuls von aussen stehen und vor allem ihre Bewährungsprobe in grösseren Zusammenhängen noch vor sich haben. Sie beachten auch zuwenig, dass an dieser Basis der Armen keinesfalls (und aus der Lebenssituation am Existenzminimum sogar verständlicherweise) Formen von Selbstsucht und Ausbeutung noch Schwächerer ausgeschlossen sind[12].

Während man für die soziale Haltung der Basisgemeinden offenbar zu unkritischer Hoffnung neigt, wird für das kritische Moment in konkreten Riten und Mythen zwar kategoriales Material bereitgestellt, dieses aber kaum konkret erhoben[13]. Dies trifft allerdings weniger zu auf den Beitrag zur Volksreligion in Frankreich von B. Lauret, wo die Unterschiede in der Volksreligion je nach sozialer Schicht herausgestellt werden[14]. Ebenfalls interessant sind die Hinweise auf neue Religionsformen in Japan (P. Gerlitz) und Afrika (B. d. M. Londi) sowie auf «Bürgerreligion und öffentliche Frömmigkeit» in den USA (M. Göpfert), die aber das Moment der konkreten sozialen Praxis (im Vergleich zu dem der Frömmigkeit) wohl auch noch zuwenig reflektieren. Hier hätten die Anfragen von J. B. Metz an die Konferenz der Lateinamerikanischen Bischöfe in Puebla weitere Hinweise geben können. Da sie aber nur das inzwischen von der Konferenz selber völlig überholte Vorbereitungspapier zu Grunde legen, fehlt auch ihnen einiges an echter Relevanz. So bleibt das Büchlein zwar ein wertvoller Impuls für die Problemstellung; aber man hätte sich davon doch, neben der guten, aber recht akademischen Analyse, mehr praktische Griffigkeit erwartet.

Franz Furger

[8] Vgl. den Hinweis SKZ 147 (1979) 384.

[9] K. Rahner, C. Modehn, M. Göpfert (Hrsg.), Volksreligion – Religion des Volkes, Stuttgart (Kohlhammer, Urban TB 643) 1979.

[10] Die Antwort, welche der aus Ostafrika stammende Dr. Mbiti vom Ökumenischen Institut des Weltkirchenrates in Bossey (GE) auf seine Ausführungen über die christliche Bedeutung afrikanischer Totenrituale von seinem Berner Kollegen Prof. G. Locher im Rahmen einer Tagung der Schweizerischen Theologischen Gesellschaft 1977 erhielt nämlich «Davon lese ich nichts in meiner Bibel», dürfte zwar typisch, aber unzureichend sein.

[11] Wenn Huber allerdings vom «deutschen Wort» Volk allgemein als entweder niedrig (als Masse) oder eben völkisch (im rassistischen Sinn) glaubt reden zu müssen (166), so übersieht er, dass es in der Schweiz auch den Sprachgebrauch Volk = Souverän gibt, der gerade hier von Bedeutung wäre.

[12] Für die konkrete Erfahrung des Vf. dazu vgl. Eindrücke nach Puebla, in: Vaterland vom 12. 5. 1979.

[13] So müsste es doch zum Beispiel interessant sein zu untersuchen, welches emanzipatorische Potential darin liegt, dass die Muttergottes in Guadeloupe einem Indio erschien bzw. wie dieser Impuls abgeschwächt oder vertan wurde, während etwa die Schutzpatronin Polens vom heiligen Berg in Tschenstochau gerade diese auch politische Bedeutung für die Freiheit dieses Volkes getragen hat – Beispiele übrigens, die sich leicht vermehren liessen.

[14] Ein Hinweis zur Übersetzung von «conscience» S. 148: muss es unbedingt schlechtes «Gewissen» (und nicht «Bewusstsein») heissen?

Pastoral

Beten am Krankenbett

Frau Brunner ist offensichtlich froh, dass ich sie besuche. Ihre Augen sagen es mir. Sie hat mir ihre Sorgen dargelegt. Sie weiss nicht, ob sie wieder gesund wird und wie lange sie noch in diesem Spital bleiben muss. Von ihrer Tochter hat sie mir auch erzählt. Die wird sich wohl scheiden lassen. «Ja, Herr Pfarrer, das Leben ist nicht einfach», seufzt sie.

Was soll ich tun? Fast eine halbe Stunde habe ich mit Frau Brunner geredet. Ich spüre, dass ich dem Gespräch langsam ein Ende setzen sollte. Soll ich noch mit ihr beten? Ist Frau Brunner eigentlich kirchlich aktiv? Fühlt sie sich nicht überfahren, wenn ich ihr ein Gebet vorschlage? Denkt sie dann nicht, dass die Pfarrer immer noch mit ihren Ritualen hausieren? Oder ist es anders? Ich bin doch Pfarrer, ich habe meinen Auftrag. Was sagt Frau Brunner eigentlich mit ihren Augen? Erwartet sie sogar, dass ich beten werde?

Vielleicht das nächste Mal. Ich stehe auf und verabschiede mich. «Ich wünsche Ihnen viel Kraft.» So etwas darf man jedem sagen. Draussen im Gang fühle ich mich unwohl, unsicher, unzufrieden.

Das Gebet als Überrumpelung

Haben unsere Vorgänger es in dieser Situation leichter gehabt? Sicher haben die Empfindsamen unter ihnen auch eine Scheu von Gott zu reden gekannt. Aber die Rollenerwartung, die man an die Geistlichen herantrug, war klarer umrissen. Ein Pfarrer vertrat die Kirche, und das merkte man: an seiner Kleidung, an seinem Benehmen und auch an seinen Worten. Der protestantische Theologe Eduard Thurneysen hat neu formuliert, was schon seit Generationen der allgemeine Brauch war, wenn ein Seelsorger einen Kranken besuchte: Nachdem er sich zuerst herzlich für die Situation des Kranken interessiert hat kommt der «Bruch», der Übergang zum Reden von Gott, zur Ausrichtung des Evangeliums, zur Zusage der Vergebung.

Wie hat diese Gesprächsmethode wohl auf die Kranken gewirkt? Sicher hat es viele Menschen gegeben, die diese Art von Seelsorgebesuch geschätzt und davon profitiert haben. Es wird einige andere gegeben haben, die sich von dieser Art vergewaltigt gefühlt und sich äusserlich oder nur innerlich dagegen gesträubt haben. Ich vermute, dass die meisten Menschen im Grunde zwiespältig reagiert haben. Einerseits haben sie nichts anderes erwartet, sie waren zudem auch einverstanden mit den Wertvorstellungen, die dieser Gesprächsmethode zugrunde lag. Anderseits waren sie in Verlegenheit gebracht, weil der Bezug auf ihr Leben nicht immer evident und ihr Einverständnis allzu rasch vorausgesetzt war. So blieben sie doch ein wenig überrumpelt zurück, mit einem unguten Gefühl, das sie selber nicht verstanden haben.

Durch die Abnahme der allgemeingültigen Autorität der kirchlichen und religiösen Wertvorstellungen wurde der Besuch des Seelsorgers immer weniger eine Sache, die man problemlos verstand. Die Karikaturvorstellung des Pfarrers, der sich kaum für die Menschen interessiert und nur zu seiner eigenen Bestätigung überall einen Text liest und ein Gebet spricht, der die Kirche propagiert und bekehren will, dient vielen heute als Charakteristik eines Seelsorgebesuches. Dieses Bild ist übertrieben, obwohl es leider die Praxis einiger Kollegen ziemlich genau schildert. Aber diese Karikatur hat die Funktion, eine echte Empfindung zum Ausdruck zu bringen, und darum wird sie immer wieder auftauchen, auch wo sie unberechtigt ist. Die damit ausgedrückte Empfindung besteht in der Überrumpelung, im Überfahrenwerden. So haben viele den Seelsorgebesuch erlebt: Man muss sich interessieren für die Sache des Pfarrers, ob man will oder nicht. Scheinbar bescheiden fragt er vielleicht, ob Sie etwas dagegen haben, wenn er ein Gebet spricht, aber in welche Verlegenheit bringen Sie ihn, Ihre Zimmerkollegen und sich selber, wenn Sie sich wehren! Das wagen nur die Freimütigsten. Wer nicht ausdrücklich gegen Gott und Kirche ist, fügt sich meistens.

Der Rückzug auf Einfühlung

Den neueren Generationen von Seelsorgern fehlt der missionarische Eifer. Dazu sind sie auch selber auf Direktiven und Überrumpelungen allergisch. «So nicht!» ist ihre Parole, wenn Krankenschwestern ihnen erzählen, wie die Pfarrer bisher, mit Bibel und Gebet, durch die Krankenzimmer gegangen sind. Und meistens mit einem aufrichtigen Interesse für die Menschen, gehen sie zum Krankenbett und versuchen zu verstehen, was der Kranke ihnen sagen will. Einfühlen! Die Gefühle des Kranken entdecken, verbalisieren, mitempfinden, nachfühlen. Eine intensive Nähe entsteht im Gespräch. Die Besuche dauern auch länger.

Wie wirkt nun diese neue Methode auf die Kranken? Eine wichtige Quelle für die Beurteilung des Seelsorger-Besuches sind die Mitteilungen von Krankenschwestern. Sie hören oft von den Patienten, wie diese den Besuch erlebt haben. Aufschlussreich ist seit einigen Jahren eine neue Rückmeldung. Die Patienten beklagen sich, so berichten die Schwestern, manchmal darüber, dass der Seelsorger «so wenig gesagt hat». Sicher, er hat sich erkundigt, er hat zugehört, er hat auch Verständnis gezeigt. Aber dann ist er wieder gegangen, einfach so.

Was hat gefehlt? Erwartet man nun doch, dass am Schluss des Besuches ein Gebet gesprochen oder dass ein Bibeltext gesagt wird? Soll der Seelsorger sich einfach an die uralten Schablonen halten, damit die Welt in Ordnung ist?

Ich glaube, dass diese plumpe Erklärung nur selten zutrifft. Aber eines stimmt: Die Menschen erwarten in vielen Situationen mehr von einem Seelsorger als Interesse und Einfühlung. Sie erwarten eine Initiative von ihm. Genau so wie es ihnen selbstverständlich ist, dass der Seelsorger sie ungebeten besucht, erwarten sie, dass er ihnen ungebeten Mut macht, wenn sie mutlos sind; dass er ihnen ihr Vertrauen stärkt, wenn es angeschlagen ist, dass er ihnen eine Perspektive zeigt, wenn sie nicht mehr weiter sehen. Das heisst, sie erwarten von ihm die Verkündigung einer guten, befreienden Botschaft.

Gewiss muss ich hier unterscheiden. Es gibt Krankenbesuche, bei denen keine schwere Situation sichtbar wird. Dort zu trösten oder ein befreiendes Wort zu sprechen, wäre ein Unsinn. Angebracht ist dort ein einfaches, herzliches Interesse in einer lockeren Atmosphäre. Eine tröstende Initiative vom Seelsorger ist nötig in Situationen, in denen Menschen hilflos und ausgeliefert sind. Nun ist das eben sehr oft der Fall beim Krankenbesuch! Besonders wenn der Kranke eine beunruhigende Situation klar ausspricht und dem Seelsorger anvertraut, darf dieser nicht ohne einen klaren Zuspruch weggehen.

Wir sind jetzt auf verschiedene Elemente, die zu einem Seelsorgegespräch gehören können, gestossen. Zuspruch ist nur eines dieser Elemente. Es gibt gute Seelsorgebesuche ohne Zuspruch. Und nur mit Zuspruch kann man keine Seelsorge gestalten. Echtes Interesse und Einfühlung in die Welt des anderen sind Elemente, die immer unerlässlich sind. Nicht ein religiöses Wort macht einen Kontakt zu einem seelsorgerlichen Gespräch. Wer meint, dass er mit einer biblischen Wortwahl Seelsorge machen kann, baut nur Fassaden. Andererseits müssen wir nicht vergessen, dass eine seelsorgerliche Begegnung manchmal dazu drängt, religiös-existentielle Themen anzuschneiden. Dort haben viele Seelsorger heute Mühe. Ich habe den Eindruck, dass sie soviel Angst haben vor religiöser Vergewaltigung, dass sie es kaum mehr wagen,

von Gott zu reden. Es geht soweit, dass Seelsorger manchmal die klarsten Signale der Patienten nicht verstehen. Viele Patienten warten darauf, dass ihr Seelsorger den Schritt wagt und von Gott redet. Aber es dauert und dauert. Da unternimmt der Patient endlich selber einen Schritt, in der Hoffnung, dass der Seelsorger versteht, was er will.

P: Ich bete viel.

S: Das gibt Ihnen Halt.

Scheinbar haargenau hat der einfühlende Seelsorger «gespiegelt». Aber er hat den Patienten völlig missverstanden! Der wollte, dass sein Seelsorger ihn stützen würde und den Weg des Gebetes weiterempfehlen würde, ihm Mut machen zu diesem angefochtenen und doch verheissungsvollen Weg. Er braucht die Solidarität und die Kraft seines Seelsorgers, nicht nur sein Verständnis. So würde es verlaufen:

P: Ich bete viel.

S: Sie suchen bei Gott Ihren Halt. Und gibt er es Ihnen?

P: Ja, manchmal sehr. Aber es ist nicht immer einfach.

S: Sie möchten eigentlich, dass Gott Ihnen noch viel klarer und stärker nah ist und Kraft gibt.

P: Ja.

S: Dann ist Ihre Beziehung zu Gott jetzt voll Spannung und Erwartung.

P: Ohne Glauben könnte ich nicht weiterleben.

S: Da sind Sie auf einem Felsen gebaut, Herr A., Gott hält Sie in seiner festen Hand.

Hier «versteht» der Seelsorger nicht nur, hier wagt er sich in zusprechende Worte.

Ohne Wagnis kein tiefer Kontakt

Jeder empfindsame Seelsorger kennt genau die Schwelle, die zwischen dem säkularen und dem religiösen Reden liegt. Dort haben wir Seelsorger die Angst, den anderen zu vergewaltigen. Aber statt uns von dieser Stelle zurückzuziehen, müssen wir neu lernen, diese Angst auszuhalten. Denn sie kann fruchtbar sein. Es ist wie in der Liebe. Jede Liebeserklärung zittert, weil die Angst da ist, der andere fühle sich überrumpelt und laufe davon. Ohne Vergewaltigungsgefahr gibt es aber keine Liebe! Die Kunst des Liebenden ist es, von Sekunde zu Sekunde auf das Echo des anderen zu achten. Nur in einem ausgeglichenen Verhältnis von Wagnis und Vorsicht gelingt es, einen tiefen Kontakt aufzubauen.

Reden von Gott hat die gleiche Struktur. Es ist, sicher in unserer Zeit, eine heikle Sache. Man kann sich leicht lächerlich machen mit Gott. Reden von Gott ist tabuisiert, mehr noch als das Reden von sexueller Intimität. Jetzt möchte ich das nicht beklagen, Tabus haben auch ihre Vorteile. Man kann sie überwinden, und im Akt der Überwindung liegt die Verheissung. Es fliesst emotionale Energie, Aufregung und Spannung herein, und erst dadurch werden Menschen in ihren tieferen Schichten angesprochen. Existentielle Gefühle werden erst durch Spannung und Wagnis aktiviert. Die Tabus geben uns die Chance, uns zu wagen. Seien wir darum froh, dass es sie gibt.

Der Seelsorger liefert sich dem Kranken aus, wenn er es wagt, von Gott zu reden. Der Kranke könnte denken, dass der Seelsorger altmodisch, fromm, konservativ, kirchlich, neurotisch, manipulativ, autoritär oder naiv sei. Aber gerade, weil er das «könnte», kann das Wunder einer tiefen Beziehung entstehen. Indem der Seelsorger sich hingibt, kann echtes Vertrauen realisiert werden.

Die Tatsache, dass Reden von Gott heute tabuisiert ist, macht dieses Reden zu einem echten Geschenk, dort wo der Moment dazu reif ist. Der Seelsorger schenkt in dem Fall mit dem Reden von Gott auch sich selber, seine Scheu, sein Wagnis, seinen Glauben. Eine bessere, verheissungsvollere Basis für eine tiefe Beziehung ist nicht denkbar. Was ich hier zu beschreiben versuche, ist nicht ein Trick, um Menschen effektiv zu trösten. Es geht darum, das angemessene seelsorgerliche Verhalten zu finden zu der Verheissung, dass Gott selber zu Menschen geht und ihre Herzen aufmacht. Gottes werbendes Ja zum Menschen verlangt vom Seelsorger ein Benehmen, das auf diese Tat Gottes hinweist. Die Hingabe Gottes tönt nach im Wagnis des Seelsorgers, das Tabu zu durchbrechen.

Persönlich reden ist besser als vorlesen

Wir können einander den Hinweis auf Gottes Verheissung und auf seine Nähe und Kraft nicht schenken ohne dass wir uns gleichzeitig selber schenken. Gerade weil die seelsorgerliche Begegnung in diesem Sinne immer eine sehr persönliche Beziehung ist, lassen sich keine allgemeinen Rezepte über die Art des Gesprächs geben. Trotzdem wage ich es, konkret auf dieses Reden von Gott einzugehen.

Die Geschichte der Seelsorge bietet uns hauptsächlich zwei Modelle: Die Bibellesung und das Gebet. Es kommt wohl kein Seelsorger ohne diese zwei Möglichkeiten aus. Es gibt Krisen-Situationen, wie am Sterbebett, wo eine Lesung oder ein Gebet das einzig Richtige sein kann. Aber diese Formen können sehr leicht unpersönlich werden und in ritualisierter Weise erstarren. Es gibt noch ein drittes Modell aus der Geschichte der Seelsorge, das in unserer Zeit neue Kraft bekommen kann: Das direkte, persönliche Reden von Gott, wie besonders der Pietismus es realisiert hat. Der Vorteil gegenüber einem Gebet und einer Lesung liegt beim persönlichen, direkten Reden von Gott darin, dass ein Dialog entstehen und dass man einander anschauen kann. Das vertieft in vielen Situationen den Kontakt in starkem Masse.

Ein Beispiel. Ein Seelsorger besucht einen alten Mann, der sehr darunter leidet, dass seine Frau gestorben ist, und dass er jetzt aus seiner Wohnung in ein Altersheim hat umziehen müssen. Er hat dem Seelsorger alles erzählt und seufzt.

M: Was soll ich noch weiter?

S: Ich glaube, wenn ich selber soviel erleiden müsste wie Sie gerade jetzt erlebt haben, ich glaube, ich würde Gott suchen, noch mehr als sonst.

M: Ich habe auch schon gebetet.

S: Es hat Ihnen nicht viel geholfen.

M: Nein. (Pause)

S: Wissen Sie, Gott führt sein Volk weiter. Er lässt Sie sicher nicht alleine stehen.

Das Gespräch ging weiter, ich erwähne nur diesen Teil. Der Mann kann jetzt seine Mühe mit Gott, seine Anfechtung äussern. Das Ergebnis solcher Gespräche ist selten «schön», im Sinne einer gedanklichen Übereinstimmung. Aber oft findet ein tiefer Austausch, eine Begegnung auf einer existentiellen Ebene statt. Das ist viel wertvoller als Einverständnis.

Natürlich darf man diese Form des Redens von Gott nicht gegen das Gebet oder die Lesung ausspielen. Durch einen Vergleich wollte ich nur auf einige Verheissungen dieser Form hinweisen. Übrigens kann man auch nach einem Gebet oder einer Lesung miteinander darüber reden. Auch dann kann ein persönlicher Dialog entstehen. Aber es wird sehr wenig praktiziert. Lesung oder Gebet sind in der Praxis fast immer mit der Verabschiedung verbunden.

Das Evangelium ist grundsätzlich «deplaziert»

Aus der Angst, man könnte den anderen vergewaltigen, ist allmählich das Prinzip entstanden, dass ein Seelsorger nur von Gott redet, wenn er sicher ist, dass der andere eine mehr oder weniger klare Beziehung zum Glauben hat. Dieses Prinzip scheint mir sehr problematisch. Es wird gerne behauptet von Seelsorgern, die sich von bestimmten Kollegen abgrenzen wollen, die mit ihrem Gottes-Gerede in die Krankenzimmer eindringen und ihren Auftrag darin sehen, in jeder Begegnung einige religiöse Sprüche anzubringen wie Tore in einem Fussballspiel. An diesen Kollegen möchte ich aber die seelsorgerliche Reflexion nicht orientieren.

Die wertvolle Entdeckung, dass ein Seelsorger seine eigenen Gefühle und die des anderen ernst nehmen soll, wenn er in eine Beziehung kommen will, kann in eine Haltung entarten, in der er nur noch über

das redet, was der andere unmittelbar erlebt oder erleben kann. Seelsorge wird dann im Grunde nie mehr zur Verkündigung, weil Verkündigung gerade das betrifft, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, also was für das Erleben nicht unmittelbar zugänglich ist. Konkret: Wer mit Menschen, die den Mut völlig verloren haben, umgeht, kann sie nie trösten, wenn er beim Gefühl des entmutigten Menschen bleibt. Der Trost des Evangeliums hat immer ein jenseitiges Element, wodurch er, vom Erleben her betrachtet, immer «deplaziert» und unvermittelt bleibt. Die Verkündigung verlangt vom Menschen nicht, dass sie «einsehen», dass ihre Situation noch anders, verheissungsvoller ist, sondern dass sie es «glauben». An dem Punkt kränkelt viele Seelsorge, zum Beispiel an Entmutigten. Ein Beispiel aus einem Gespräch mit einer Frau, die nicht mehr allein wohnen kann und die Abhängigkeit im Krankenheim nicht erträgt.

S: Sie haben doch noch Ihre Kinder, für die Sie da sind.

F: Ja, aber die kommen nur einmal in der Woche.

S: Das ist natürlich wenig. Sie finden hier aber sicher auch Kontakte . . . usw.

Das ist die «doch- und aber-Seelsorge», die überzeugen will, statt verkündigen. Dass Gott immer sein Ja zum Menschen sagt und dass darum niemand zum Unheil, sondern zum Heil bestimmt ist, das ist keine Wahrheit, die man einsieht, es ist eine un-glaubliche Verheissung. Wir sollen sie **bescheiden und selber verwundert weitersagen, aber nicht meinen, dass sie selbstverständlich ist.**

Weil das Evangelium grundsätzlich unvermittelt ist und sich immer Tatsachen und Erlebnisweisen gegenüberstellt, sollen wir in der Seelsorge nicht nach kirchlichen oder religiösen Anknüpfungspunkten Ausschau halten. Die einzige Anknüpfung liegt in einem guten Kontakt, indem der Kranke sich ernstgenommen und verstanden fühlt. Auch wenn er mit dem Reden von Gott dann nicht oder nicht sofort etwas anfangen kann, fühlt er sich nicht davon vergewaltigt. Er spürt, dass es aus Liebe zu ihm gesagt wird.

Ein Pfarrer besucht regelmässig einen Patienten, der jede Woche zweimal an die Nierendialyse gehen musste. Der Kranke hatte grosse Mühe, nicht bitter zu werden. Eine Beziehung zum christlichen Glauben war bei ihm nach seinen eigenen Aussagen nicht vorhanden. Der Kontakt zwischen Seelsorger und Patient war zunehmend intensiv geworden. Es folgt ein Teil eines Gespräches.

S: So gerne möchte ich Ihnen echt helfen – wissen Sie, das trifft mich sehr, was Sie mir erzählt haben. Aber klar, ich bin genauso hilflos wie Sie selber.

P: Ich muss mich halt darein schicken.

S: Ich glaube, dass Gott Sie liebt, und das ist eine Kraft, die Sie trotz allem hält und weiterträgt.

P: Es ist freundlich, dass Sie zu mir kommen.

S: Ich weiss, das ist nicht so Ihre Sprache. Aber ich habe Ihnen das doch sagen wollen. Ich möchte Ihnen so gerne etwas geben. Und Gott, er ist das Schönste, das Letzte und Tiefste was ich kenne. Und Sie wissen, dass ich Ihnen das nicht sage, um Sie zu «bekehren» oder so. Ich möchte Ihnen gut tun.

Seelsorge lässt sich, wie alles Lebendige, nur in Paradoxen beschreiben. Darum möchte ich am Schluss dieses Artikels auch noch das Umgekehrte des Vorherigen behaupten. Wir Seelsorger, wir müssen die Verbindung zu Gott gar nicht machen. Dieser Bezug ist schon da, bevor wir es wissen und bevor wir aktiv werden. Konkret bedeutet dies, dass die besuchten Kranken schon längst auf die religiös-existentielle Dimension, die der Seelsorger vertritt, orientiert sind, auch ohne dass von Gott geredet wird. Denn jeder weiss, welche Institution den Seelsorger bezahlt und beauftragt, auch wenn er selber «nur ein normaler Mensch» sein möchte.

Wo das Reden von Gott in echter Kommunikation zwischen Seelsorger und Kranken stattfindet, kommen Menschen auf tiefer Ebene zusammen, weil sie sich wagen. Und in dem Wagnis wird die Nähe und der Trost der Verheissung Gottes erlebbar.

Hans van der Geest

Berichte

Die katholische Presse in Polen

Das Pressebüro des polnischen Episkopats hatte auf den Papstbesuch hin eine Zusammenfassung aller katholischen Publikationen veröffentlicht. Danach gibt es heute, von der Bischofskonferenz approbiert, drei Wochenzeitungen von je 8 Seiten Umfang mit einer Gesamtauflage von 192000 (herausgegeben in Katowice, Poznań und Kraków), sodann sieben monatlich erscheinende Zeitschriften (für Liturgie, Katechese, Homiletik, Krankenapostolat und für die Intelligenzija) mit insgesamt 63400 Exemplaren, weiter sechs zweimonatliche, teils offizielle Blätter von Ordinariaten, teils Fachzeitschriften für Priester und Katecheten; Auflage insgesamt nur 16000. Sechs Dreimonats-Schriften erreichen eine Gesamtauflage von 11200. Einige Halbjahres- oder Jahresschriften mit schwachen Auflageziffern sind an Spezialisten gerichtet. Andere Gruppen, zum Beispiel Missionsgruppen müssen sich für ihre Informationen und Mitteilungen mit hektographierten Blättern begnügen.

Die von der Bischofskonferenz nicht approbierten Gruppen von «Pax», «Christliche Soziale Gesellschaft» und «Gesellschaft der Katholiken von Caritas» verfügen demgegenüber über eine Tageszeitung, die an Samstagen eine Auflage von 120000 bis 200000 Exemplaren hat. Daneben geben sie fünf Wochenzeitungen und fünf Monatszeitschriften heraus mit einer Gesamtauflage von 300000 bis 400000.

Die Tragik der von der Bischofskonferenz anerkannten katholischen Presse liegt darin, dass für eine katholische Bevölkerung von 32 Millionen jede Woche nur eine Auflage von 200000 Zeitungen vom Leben der Kirche berichtet, wobei nicht einmal bekannt ist, ob überhaupt alle Zeitungen gekauft werden können.

Schwierigkeiten

Ganz allgemein wird in den Kreisen der katholischen Presse die Beschränkung der Auflageziffern als die grösste Schwierigkeit empfunden. Periodisch müssen alle Zeitungen und Zeitschriften bei den Regierungsbehörden um Bewilligung für ihre Auflagen ersuchen. Es werden ihnen jeweils relativ recht kleine Auflageziffern zugebilligt, wobei meistens der Papiermangel als Begründung gilt. Auch für den Papstbesuch wurden auf ihr Ansuchen hin nur kleine Mehrauflagen bewilligt. Tausende von Gläubigen stehen sozusagen Schlange oder sind auf Wartelisten vorgemerkt, um beim Tode des Abonnenten einer Zeitschrift sein Abonnement übernehmen zu können. Ebenso wird die Auflagezahl für Bücher von den Behörden festgelegt. So erhielt zum Beispiel die Biographie eines Heiligen eine Bewilligung für nur 1500 Exemplare! Es ist selbstverständlich, dass die Auflagen für die katholischen Wochenzeitungen ohne diese Beschränkung um ein vielfaches steigen würden.

Die zweite grosse Schwierigkeit, die diese Presse schwer beeinträchtigt, ist die staatliche *Zensur*. Sie betrifft alle Veröffentlichungen von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern. Die von den Zensurstellen zurückkommenden Druckabzüge gleichen den Aufsatzheften eines schlechten Schülers, oft übersät von den roten Korrekturstrichen. In Zeitschriften kann bis zu einem Drittel des vorbereiteten Textes von der Zensur gestrichen werden. Es ist erniedrigend für die Verfasser und zeigt zugleich die Lächerlichkeit solchen Tuns! Man stellt

fest, dass besonders Artikel, die an die Jugend und die Intellektuellen gerichtet sind, sowie jene, die sich um nachkonziliare Erneuerung der Kirche bemühen, diesen Stellen besonders verdächtig erscheinen. Da die Redaktoren vor Erscheinen der Zeitung den Text immer zuerst der Zensur zustellen müssen, ergibt das für die Wochenzeitung jedesmal eine Verspätung von wenigstens drei Tagen, für Zeitschriften oft bis zu einem Monat. Darum ist es erklärlich, dass die Tageszeitungen der Pax-Organisation Nachrichten aus der Weltkirche viel früher geben kann als diese Wochenzeitungen.

Die Bischofskonferenz hat bei der Regierung um Bewilligung für eine katholische Tageszeitung nachgesucht, bis jetzt aber noch keine bejahende Antwort erhalten.

Eine dritte Schwierigkeit liegt in der Verteilung. Etwa die Hälfte, teils sogar über die Hälfte der Auflage jeder Zeitung muss über die staatliche Verteilerstelle «Ruch» gehen und wird von ihr bezahlt, ob nun diese Zeitungen an ihren Kiosken verkauft werden oder nicht. So hat die Redaktion über einen grossen Teil ihrer Ausgabe keine Kontrolle, wieviel eigentlich unter das Volk kommt, oder wo die Zeitungen gerade verkauft werden! Finanziell haben Zeitungen und Zeitschriften weniger Schwierigkeiten, da die Abonnenten gern den vollen Preis dieser in so beschränkter Zahl erscheinenden Presse bezahlen.

Die Journalisten, die unter diesen vielfach entmutigenden Schwierigkeiten arbeiten, sind zu bewundern. Wie oft wird ihre Arbeit durch die Zensur zurückgewiesen oder verwässert! Oft befinden sie sich im Dilemma, ob sie zu diesem oder jenem Ereignis Stellung nehmen oder kluge Zurückhaltung vorziehen sollen. Sie wissen aber auch, welch grossen Dienst sie der Kirche Polens durch ihre mühsame Arbeit leisten. Der Preis, den die Leser manchmal auf dem schwarzen Markt für ihre Zeitung zu zahlen bereit sind, zeigt ihnen genügend, wie sehr ihre Arbeit geschätzt wird. (Für die Nummer einer dieser Zeitungen, die von der letzten Papstwahl berichtet hatte, wurden statt der üblichen 6 Zloty bis zu 500 Zloty bezahlt.)

Hinweise

Das Katholische Schrifttum

Bereits zum dritten Mal erschien diesen Sommer der grosse Fachkatalog «Das Katholische Schrifttum. Ein systematisches Verzeichnis für Wissenschaft und Praxis. Gesamtausgabe 1979. Herausgegeben vom Verband Katholischer Verleger und Buchhändler» (904 Seiten, Schutzgebühr DM 22.-). Das Ziel dieses Kataloges ist eine möglichst vollständige Erfassung der lieferbaren religiösen und theologischen Bücher aus den katholischen Verlagen, aber auch aus vielen anderen Verlagen. Diese dritte Ausgabe enthält rund 8000 Buchtitel, systematisch aufgegliedert, sowie eine Reihe von Zeitschriftentiteln. Fast die Hälfte des Kataloges beanspruchen die Autoren-, Titel- und Schlagwortregister, die weit aufgefächert sind, so dass die Titel gut auffindbar sind, auch wenn man nur wenige bibliographische Angaben hat, wobei allerdings Sammelwerke – von der Bibliographiertechnik her – nicht aufgeschlüsselt sind.

Weil Lücken nicht zu vermeiden sind – die Herausgeber müssen sich auf die Angaben der Verlage stützen, können also nicht wie eine Bibliothek vorgehen –, sind die Herausgeber für Anregungen, Vorschläge und Kritik vor allem von seiten der regelmässigen Benützer jederzeit dankbar (Lehenstrasse 31, D-7000 Stuttgart). Eine erste Durchsicht ergab, dass bei den Buchtiteln die Erfassung sehr hoch ist, während die Zeitschriftentitel äusserst lückenhaft erfasst sind. Ein Schönheitsfehler ist, dass im Inhaltsverzeichnis (S. IV) sowie auf den Titelblättern (S. 525 und S. 678) «Titel- und Schlagwortregister» und «Autoren-Register» vertauscht wurden; die Zeitschriften finden sich auf der Seite 524 (nicht 523, wie in der Systematik S. IX steht), die von 524a bis 524g geht (ein Verrechnen beim Umbruch?). Abgesehen davon wird man «Das Katholische Schrifttum» als ein sehr nützliches Arbeits- und Informationsmittel für alle, die mit religiöser und theologischer Literatur zu tun haben, empfehlen dürfen.

Rolf Weibel

Amtlicher Teil

Bistum St. Gallen

Fortbildungskurs für Religionslehrer

Vom 15. Oktober (9.00 Uhr) bis 17. Oktober (16.30 Uhr) findet im Seminar St. Georgen ein Fortbildungskurs für Religionslehrer auf der Oberstufe (Sekundar- und Abschlussklassen) statt. Auf der Grundlage des neuen Rahmen-Lehrplanes arbeiten wir am Thema *«Freiheit – Gewissen – Sünde – Vergebung»*. Ein Schwerpunkt liegt auf dem Erarbeiten theologischer und didaktischer Aspekte durch die Teilnehmer selbst. Leitung: P. Rektor H. Hobi und Domkatechet B. Gemperli. Als Referenten unterstützen uns Prof. Dr. P. Josef Rudin SJ, Zürich, und Dr. Theo Stieger, Wil (SG).

Eingeladen sind Priester und Laien, vorab auch Sekundar- und Abschlussklassenlehrer, die Religionsunterricht auf der Oberstufe erteilen.

Da schon zahlreiche Anmeldungen eingegangen sind, sind noch wenige Plätze frei. Baldige Anmeldung an Domkatechet B. Gemperli, Klosterhof 6a, 9000 St. Gallen (Programme und weitere Auskünfte auch hier: Telefon 071 -23 49 44).

Verstorbene

Johann Hasler, Pfarresignat, Kreuzlingen

Nach einem reicherfüllten Priesterleben durfte Johann Hasler am 14. März 1979 im hohen Alter von 91 Jahren sein irdisches Leben beschliessen. Im thurgauischen Lommis erlebte Johann Hasler zusammen mit fünf Geschwistern eine sehr schöne Jugendzeit. Bis ins hohe Alter leuchtete aus seinem ganzen Wesen eine kindliche Fröhlichkeit, die ihm offenbar schon in die Wiege gelegt worden war. Nach den Gymnasialjahren in den Kollegien Stans und Sarnen entschloss er sich zum Theologiestudium in Innsbruck. Dort begegneten ihm Priester, die er zeitlebens nicht mehr vergessen konnte. Pater Michael Hofmann, Regens im Canisianum, prägte sehr stark die Persönlichkeit des angehenden Priesters. Bischof Jacobus Stammler erteilte Johann Hasler am 13. Juli 1913 in Luzern die Priesterweihe. Es folgten glückliche Vikariatsjahre in Arbon. Mit grossem Eifer und jugendlicher Freude widmete er sich dem Aufbau der Pfarrvereine. In seinem kurzgefassten Lebenslauf weist Johann Hasler mit Nachdruck auf die vielen lehrreichen Erfahrungen bei Hausbesuchen hin, die er im damals – wie er schreibt – «scharfen sozialistischen Arbon» machen durfte. Johann Hasler liebte die Pfarrei Arbon und diese Liebe beruhte auf Gegenseitigkeit. Es ist heute fast unbegreiflich, dass man einen jungen Priester aus einer Industriegemeinde als Pfarrer in eine kleine Landgemeinde wählen konnte. Es war offenbar eine Zeit grossen Priesterüberflusses. Johann Hasler kam 1921 als Pfarrer nach Gündelhart (TG) und sieben Jahre später nach Wuppenau am Nollen.

30 Jahre hielt er dieser Bauerngemeinde die Treue. Wieder schenkte er dem Aufbau der Pfarreivereine grosse Aufmerksamkeit, unermüdlich machte er Hausbesuche, wobei es ihm vor allem darum ging der katholischen Tagespresse alle Türen zu öffnen. Johann Hasler war sich wohl bewusst, dass eine Gemeinde mit kaum 500 Seelen gemessen an der Weltkirche etwas unschein-

bar Kleines darstellt. Er wusste aber auch um die Bedeutung der kleinen Zelle im grossen Reiche Gottes. Die kleinen Pfarreien mit den vielen guten Familien stellen ganz wichtige Bauelemente der Kirche dar. Darum war dem Seelsorger jede Familie wichtig. Der religiösen und charakterlichen Schulung der jungen Menschen, der Bildung der Erwachsenen in den Standesvereinen schenkte er grosse Beachtung. Er wusste aber auch, dass alle Seelsorgsarbeit nur dann Frucht bringt, wenn sie genährt wird durch das persönliche Gebet und die Feier der Eucharistie, durch das gewissenhafte Beten des Breviers und die Verehrung der Gottesmutter im Rosenkranzgebet. Bischof Franziskus von Streng erwies dem eifrigen, treuen Seelsorger von Wuppenau besondere Aufmerksamkeit, indem er ihm die Würde eines Ehrendomherrn verlieh. Mit dieser Geste wollte der Bischof stellvertretend all jene Priester ehren, die auf kleinen, scheinbar unbedeutenden Posten Grosses leisten im Dienste Gottes.

Im Jahre 1958 legte Pfarrer Hasler sein Amt nieder, zog zuerst für kurze Zeit nach Ermatingen und wechselte dann nach Kreuzlingen über. Die frühe Messe am Morgen in der Pfarrkirche St. Ulrich war ihm während viele Jahre sehr lieb. Auch durfte er in der Seelsorge noch recht gute Dienste leisten. In Dekan Alfons Gmür und später in Pfarrer Robert Isler fand er verständnisvolle Mitbrüder, die ihm einen glücklichen Lebensabend ermöglichten. Während 56 Jahren durfte Johann Hasler auf die Dienste seiner guten Schwester zählen. Sie ist ihrem Priesterbruder als treue Martha zur Seite gestanden und hat seine Seelsorgsarbeit mit Interesse und im Gebet begleitet.

Am 19. März 1979 wurde Pfarresignat Johann Hasler im Schatten der St.-Ulrichs-Basilika in Kreuzlingen beerdigt. Er ruhe im Frieden.

Josef Frei

Dr. Edmund de Preux, Domherr, Sitten

Am 2. Mai 1979 starb in Sitten Domherr Dr. Edmund de Preux, ein Gottesmann besonderer Prägung. Er verbrachte seine ganzen Priesterjahre in Sitten, wo er am 22. September 1899 geboren wurde als Sohn des damaligen Polizeikommandanten Maurice und der Stephanie Bayard aus Leuk, Tante von Generalvikar Dr. Josef Bayard. Durch seine Zweisprachigkeit war er in beiden Teilen des Landes beheimatet. Seine theologischen Studien absolvierte er von 1919 bis 1928 in Rom (Germanikum) und kam mit dem Doktorhut in Philosophie und Theologie und mit dem Lizenziat in der Exegese in sein Heimatbistum zurück.

Wir können das reiche und begnadete Leben dieses Priesters mit drei Stichworten festhalten: Professor, Pfarrer und Sozialapostel.

Mit grossem Eifer stürzte der feingebildete Doktor in seine erste Tätigkeit als Vikar der Kathedrale und Professor der Exegese im Priesterseminar, dessen Regens er im Jahre 1936 durch volle 17 Jahre hindurch wurde. Professor und Regens de Preux war nicht Wissenschaftler, er war immer und vor allem Seelsorger. Es ging ihm leichter, seinen Seminaristen das Evangelium beispielhaft vorzuleben als es systematisch zu dozieren.

Seine seelsorgliche Veranlagung war es denn auch, die Bischof Adam veranlasste, den inzwischen (1952) zum Domherrn ernannten Regens 1953 mit der Gründung der ersten Tochterpfarrei der Kathedrale Sitten, der Herz-Jesu-Pfarrei, zu betrauen. Mit zäher Energie und viel Geschick errichtete er die Pfarrei und baute die schöne Herz-Jesu-Kirche nach den Plänen von Architekt Pfammatter. Er war Konzil und Synode voraus und zog für die Verwirklichung dieser grossen Werke und für den Auf- und Ausbau der Standesvereine Laienkräfte herbei, mit denen er ein lebendiges Pfarreileben zu schaffen wusste.

Leider zwang ihn 1961 die Krankheit in den ruhelosen Ruhestand. Bis zu seinem Tode war er selbstlos in sozialen Werken, die er selber gründete, tätig. Ihm verdanken wir nebst seiner sozialen Tätigkeit in der JOC (Arbeiterjugend) die Gründung des Taubstummenvereins Wallis, den Bau der Alphütte Thyon, Ferien- und Bildungsstätte für die Arbeiterjugend, das Erholungsheim für Mütter «Bon Accueil» und die Inalp, Ferienheim für kinderreiche Familien.

So gaben wir am 4. Mai 1979 einem Domherrn das letzte Geleit in das Familiengrab in Sitten, der als Lehrer, Pfarrer und Sozialapostel unserer Kirche, deren treuer Diener er war, grosse Ehre einlegte. Ihm gebührt Dank und Anerkennung über das Grab hinaus.

Emil Tscherrig

Neue Bücher

Christliche Gestalten

Gisbert Kranz, Sie lebten das Christentum. Achtundzwanzig Biographien, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1978, 534 Seiten.

Die 28 Biographien von grossen Gestalten der europäischen Kirchengeschichte zeigen Menschen, die in je verschiedener Stellung den christlichen Auftrag verwirklichten. Zu den Heiligen aus dem katholischen Raum gesellen sich mit Karl Freiherr von Stein, William Wilberforce, Johann Hinrich Wichern, Florence Nightingale, Friedrich von Bodelschwingh, Dag Hammarskjöld und Heinrich Hahn auch Zeugen anderer christlicher Konfessionen. In schlichter und nüchterner Sprache werden diese Menschen, von denen ein jeder in seiner Art Original und Pionier war, vorgestellt. Dadurch dass der Autor die einzelnen Persönlichkeiten nach Möglichkeit selbst zu Wort kommen lässt, gewinnen diese Porträts an Lebendigkeit und Frische. Es handelt sich hier um Hagiographie im besten Sinne des Wortes, die auch für den modernen Menschen jeder Bildung und jeden Standes geniessbar ist.

Leo Ettlin

Der hl. Meinrad

Der heilige Meinrad. Sein Leben und Sterben nach 31 Federzeichnungen um 1520, Text von Dr. P. Joachim Salzgeber, Stiftsarchivar, Einsiedeln, Kunst- und Kartenverlag Josef Eberle, Einsiedeln 1978, 72 Seiten.

Im Handschriftenbestand des Stiftsarchivs von Einsiedeln befindet sich eine deutsche Meinradslegende von etwa 1520. Textlich geht sie zurück auf die Legende, die der Dominikaner Georg von Gengenbach 1378 aus der ersten lateinischen Einsiedlerchronik, dem «Liber de incrementis loci Heremitarum» abgeschrieben hat. Darin sind manche ausschmückende Ergänzungen der ältesten Meinrads-Vita, die auf der Insel Reichenau wohl vor 900 entstanden ist.

Die Handschrift von 1520 enthält Federzeichnungen, die von einem unbekannten Meister im Stil des beginnenden 16. Jahrhunderts geschaffen wurden. Der heilige Meinrad wird vom Zeichner als Zeitgenosse des 16. Jahrhunderts dargestellt. Seine Strichführung ist frisch und

Innerhalb der Burg des Grafen von Egisheim fand sich schon im Mittelalter eine Kapelle, die dem heiligen Himerius (St. Imier) geweiht war. Die Kapelle wurde später Unserer Lieben Frau geweiht. Auf dem Hochaltar findet sich das Gnadenbild, auf einem Seitenaltar eine Pietà. Vorbourg wurde in der Zeit der Französischen Revolution entweiht; 1822 kam die Kirche an die Stadt Delémont (Delsberg). Während der Kulturkampfzeit krönte Bischof Eugen Lachat 1869 das Gnadenbild. Vorbourg ist der Wallfahrtsort des Juras.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

P. Karl Bauer OFMCap, lic. phil., rue de Morat 235, 1700 Freiburg

Dr. P. Anselm Bütler OSB, Kloster, 4115 Mariastein

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Rektor der Kantonsschule, 6060 Sarnen

Josef Frei, Pfarrer und Dekan, Bahnhofstr. 2, 9320 Arbon

Dr. Hans van der Geest, Supervisor CPT-Zentrum, Trichtenhauserstrasse 20, 8125 Zollikerberg

P. Franz Schildknecht WV, Postfach 82, 6000 Luzern 4

Dr. Emil Tscherrig, Domherr, Résidence Saint-Pierre, 1950 Sitten 2

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor
Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren
Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27
Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate
Raeber AG, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60 - 16201

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 57.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 68.—; übrige Länder: Fr. 68.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.60 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

kühn. Stilkritische Untersuchungen führen ihn in die Nähe Schongauers und Dürers. Man könnte in ihm Hans Weidlitz (um 1495–1536) vermuten, der in Augsburg und Strassburg arbeitete.

Die Edition von Stiftsarchivar Dr. P. Joachim Salzgeber OSB bringt die Reproduktionen der Zeichnungen. Statt der Wiedergabe der Legende um 1520 hat der Herausgeber zu jedem Bild eine Einführung verfasst, die diese Bilder dem modernen Leser erschliesst.

Leo Ettlin

Fortbildungs-Angebote

Vorbereitung auf das Alter – ISVA 1980

Termin: 17.–21. März 1980.
Ort: Universität Zürich.

Zielgruppe: Lehrer aller Schulstufen; Hochschulvertreter; Sozialpädagogen; Sozialarbeiter; Animatoren; Mitarbeiter in der beruflichen Aus- und Fortbildung; Verantwortliche im Personalwesen; Verantwortliche für Erwachsenenbildung zum Beispiel in Verbänden, Gewerkschaften, Kirchen, Volkshochschulen, Parteien; Medien-Vertreter usw.; vor allem aus der Schweiz, BRD, DDR, Österreich, Holland, Skandinavien.

Kursziel und -inhalte: Auf ein befriedigendes Leben im Alter hinwirken – von Jugend an. Das Älterwerden im Lebenslauf, der Austritt aus dem Erwerbsleben wie auch alle anderen Veränderungen auf das Alter hin sind gegenwarts- und zukunftsbezogene Fragen des Einzelnen und der Gesellschaft.

Das Internationale Seminar zu Fragen der Vorbereitung auf das Alter (ISVA 1980) will Fachleuten und Interessierten Gelegenheit geben, sich über den Stand der Thematik «Vorbereitung auf das Alter» zu informieren und an weiterführenden Ideen, Gesichtspunkten und Modellen gemeinsam zu arbeiten.

Träger: Schweizerische Stiftung Pro Senectute/Für das Alter und Universität Zürich, Pädagogisches Institut, Fachbereich Sozialpädagogik.

Auskunft und Anmeldung: Sekretariat ISVA 1980, Pro Senectute Kanton Zürich, Forchstrasse 145, 8032 Zürich.

Jesus, der Messias

Termin: 1: 19. November 1979; 2: 21. November 1979.

Ort: 1: Pfarreiheim St. Fiden, St. Gallen; 2: Pfarreiheim Wattwil.

Zielgruppe: Seelsorger, katechetisch Tätige, biblisch interessierte Laien.

Kursziel und -inhalte: Die Tagung möchte der Übersetzung biblischer Texte in die Verkündigung helfen und dient damit auch der Predigtvorbereitung in der Adventszeit.

Leitung: Pfarrer Werner Egli, Rheineck, Präsident des SKB, Diözesanverband St. Gallen.

Referenten: Hermann Seifermann, München.

Träger: Diözesanverband St. Gallen des SKB.

Anmeldung und Auskunft: Pfarrer Werner Egli, Grüenaustrasse 2, 9424 Rheineck.

Zum Schulanfang:

Heim zum Vater / Beichtunterricht / Zum Gastmahl geladen / Kommunionunterricht (Ausg. A. = Heft, B = Lose Blätter mit Mappe). Die ersten Gebete.

Paulus-Verlag GmbH, 6002 Luzern, Postfach, Telefon 041 - 22 55 50.

Organist sucht ab Oktober 1979 im Raume der Lindt Stelle als

Organist oder/und Chorleiter

Anfragen sind zu richten an Chiffre 1187 der SKZ, Postfach 1027, 6002 Luzern.

Rauchfreie

Opferlichte

in roten oder farblosen Kunststoffbechern können Sie jetzt vorteilhafter bei uns beziehen.
Keine fragwürdigen Kaufverpflichtungen.
Franko Station bereits ab 1000 Lichte.
Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
6210 Sursee, Tel. 045 / 21 10 38

Für das obere Baselbiet suchen wir auf Herbst 79 oder nach Vereinbarung einen

Katecheten oder Katechetin

Aufgabenkreis:
In den beiden Kirchgemeinden Waldenburgertal und Frenkendorf-Füllinsdorf Religionsunterricht an der Oberstufe, Mithilfe in der Jugendarbeit und allgemeinen Seelsorge besonders in der Pfarrei Oberdorf. Besoldung erfolgt nach den allgemeinen Ansätzen des Kantons Baselland.

Wer gerne in der Diaspora arbeiten möchte, melde sich beim Dekan J. Kuhn, Mühlemattstrasse 5, 4414 Füllinsdorf, Telefon 061 - 94 55 06.

Römisch-katholische Kirchgemeinde Glattfelden-Eglisau

Zur Entlastung unseres Pfarrers suchen wir per sofort oder nach Vereinbarung

einen Katecheten / Katechetin

Aufgabenbereich: Religionsunterricht an der Unter-, Mittel- und Oberstufe, Mitarbeit in der Pfarreiarbeit, Übernahme des Organisationsdienstes möglich.

Geboten werden: Praktische Weiterbildung an Ort, Fortbildungsmöglichkeiten in nahen Städten, angemessene Besoldung je nach Ausbildung.

Interessenten richten Anfragen und Anmeldung an: Herrn H. Schönenberger, Eggbergstrasse 2, 8193 Eglisau, Telefon 01 - 867 43 55 oder an das Katholische Pfarramt, 8192 Glattfelden.

Infolge Abbruchs eines Altersheimes verkaufen wir zu Liquidationspreisen

Kirchenmobiliar

(Bänke, Schränke, Altar usw.) sowie

Kultusgegenstände

(Monstranz, Hostienbehälter, verschiedene Messgewänder und Stolen usw.)

Für Kirchenrenovationen stehen prachtvolle gotische Glasfenster und eine sehr schöne Holztäferdecke zur Verfügung.

Auskunft erteilt Telefon 041-22 03 13.

Ich suche eine Stelle als

Mitarbeiter im kirchlichen Dienst

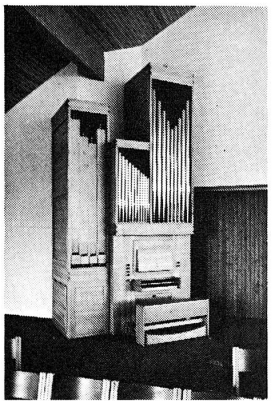
Richtung Sozialarbeit / Mithilfe in der Seelsorge und Administration.

Meine Ausbildung: Spanische Matura.

Tätigkeit in der kaufmännischen Branche. Muttersprache Spanisch. Ich besitze gute Kenntnisse in Deutsch, Französisch und Italienisch.

Meine Adresse:
F. Martínez, General-Wille-Strasse 131, 8706 Feldmeilen

Weitere Auskünfte:
Katholisches Pfarramt Meilen, Telefon 01-923 56 66



Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)

Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn

Telefon 055 - 75 24 32
Privat 055 - 86 31 74

Kerzenfabrik
Andrey Séverin

Rue de la Carrière 10
Tel. 037 - 24 42 72
1700 Freiburg

Selbständige Tochter sucht

Stelle
im Pfarrhaushalt

Zuschriften
unter Chiffre 1185
an die SKZ, Postfach 1027,
6002 Luzern.

L. Giudice

Die Kraft der Schwachen

Über das Kranksein. 186 Seiten, kart., Fr. 9.80. — Die Verfasserin zeigt, wie der christliche Glauben sich dort bewährt, wo menschliche Hilfe nichts leisten kann. Ein Buch für alle, die unter Krankheit leiden und für alle diejenigen, die mit Kranken zu tun haben.
Buchhandlungen RAEBER AG, 6002 Luzern.

Bibliothek der Kirchenväter

63 Bände

Strack-Billerbeck, Kommentar zum NT. Fr. 1500.— .

Angebote sind zu richten an Chiffre 1186 der SKZ,
Postfach 1027, 6002 Luzern.

KEEL & CO. AG
Weine

9428 Walzenhausen
Telefon 071 - 44 14 15
Verlangen Sie unverbindlich
eine kleine Gratisprobe!

Opferlichte
EREMITA

Gut, schön, preiswert

LIENERT KERZEN
EINSIEDELN

Coupon für Gratismuster
Name _____
Adresse _____
PLZ Ort _____

Liturgische Gewänder

Messgewänder, Tuniken, Alben, Chorröcke, Cingula, Kelchwäsche, Wessenberger, Ministrantenalben.

In grosser Auswahl in unserer Niederlassung in Luzern, bei der Hofkirche. Von Montag bis Samstag (je ganzer Tag) zur unverbindlichen Besichtigung bereit.

RICKEN BACH
ARS PRO DEO

EINSIEDELN
Klosterplatz
✆ 055-53 27 31

LUZERN
bei der Hofkirche
✆ 041-22 33 18

A. Z. 6002 LUZERN

00247023
PFAMMATTER JOSEF DR.
PRIESTERSEM.ST.L
7000 CHUR
63000

33 / 34 / 16. 8. 79